

Das Einhorn

BENGT BERG

MEINE JAGD NACH DEM
EINHORN

1 9 3 3

RÜTTEN & LOENING VERLAG
FRANKFURT AM MAIN

*Berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen
von Ilse Meyer-Lüne*

*Copyright 1932 by Bengt Berg, Halltorp, Sweden, and Frankfort o. M.
All rights reserved. This book, or parts or illustrations thereof, must
not be reproduced in any form without author's permission.*

*Nachdruck, auch von Teilen dieses Werkes oder von einzelnen Abbil-
dungen, sowie jede andere Verwertung des Werkes oder jede nicht-
autorisierte Übersetzung daraus, ist ohne schriftliche Vereinbarung mit
dem Verfasser verboten. Jede Abbildung trägt den Copyright-Vermerk ©.*

*La reproduction en tout ou en partie de cette œuvre ou de ses
illustrations ou l'utilisation sous quelque forme que ce soit est interdite.
De même chaque traduction qui ne serait pas autorisée par convention
écrite avec l'auteur se trouve interdite. Chaque illustration porte
la note «Copyrights ©».*

*Allt eftertryck eller återgivande av text eller bilder ur detta arbete
förbjudes.*

*Als Arbeiter protestiere ich hier
dagegen, daß die staatlichen Ver-
lage in Rußland — ein Staat,
der vergibt, die Rechte aller Ar-
beiter zu wahren —, ohne mich
zu fragen, meine Werke heraus-
geben und verkaufen, sie durch
Veränderungen fälschen und mich,
den Arbeiter, um den Lohn für
meine Arbeit bestehlen.*

*Как трудящийся я протестую
против того, что государст-
венные издательства С.С.С.Р.
— в союзе республик, кото-
рый якобы защищает права
всех трудящихся — издают
и продают мои книги без мо-
его разрешения, изменяют и
искажают их и крадут у
меня как трудящегося мой
заработок.*

21.—25. Tausend.

Das Werk enthält 66 Bildertafeln.

Die Einbandszeichnung ist von Hans Bohn.

Printed in Germany

Meinem Freunde
E. O. SHEBBEARE
dem wir die Rettung des Einhorns
in Bengalen verdanken
ist dieses Buch
gewidmet



Indien

ERSTES KAPITEL

*Einem Löwen gleich, ohne Furcht vor Geschrei,
Einem Winde gleich, nie in Netzen gefangen,
Einer Lotosblume gleich, nie von Wasser besprengt,
Laß mich einsam wie ein Einhorn wandern.*

Buddha

Wo der Monsun den Fuß des Himalaja umspült, zwischen dem verbotenen Reich Bhutan, dessen König kein weißer Mann gesehen hat, und dem in der Sonne verschmachtenden Lande Kutsch-Bihar, das von der schönsten Fürstin Indiens regiert wird, liegt das letzte Stück Dschungel auf der Erde Bengalens, wo das Einhorn noch heute wandert. Ostlich in den Regenwäldern von Assam und nordwestlich an den Hängen des Himalaja im unbekannten Nepal, wo das Fieber die Menschen aus den Dschungeln treibt, findet sich noch abgetrennt ein kleiner Stamm der gewaltigen Tiere, die einst am ganzen Himalaja entlang bis zu den Tälern des Indus hinauf lebten. Dort ziehen jedoch weit mehr Menschen aus, sie zu töten, als es Tiere zu töten gibt. Ihre Panzer vermögen nicht sie zu schützen. Ihr Untergang nähert sich schnell. Schon in einem Jahrhundert werden ihre Mumien in den Museen der Welt neben den Skeletten von Tyrannosaurus und Titanotherium stehen, und die Besucher werden in ihren Führern von dem ausgestorbenen Panzertier lesen, das einmal in den Fieberdschungeln Indiens lebte. Wenn es dann noch ein Exemplar dieses Buches gibt, werden die Sportsleute und

Zoologen dieser Zeit die Bilder betrachten und über den armseligen Menschen lächeln, der so mangelhafte photographische Waffen zur Verfügung hatte, aber zugleich mit aufrichtigem Neid sagen: Welch ein Glückspilz! In einer Zeit zu leben, wo es noch solche Tiere mit der Kamera zu jagen gab! Genau dasselbe habe ich oft von den Jägern gedacht, die vor vielen tausend Jahren Bilder von Mammuttieren und längst ausgestorbenen Rhinocerosen auf die Höhlenwände der Steinzeit malten. Während ich hier sitze und zu meinen Bildern von den Panzernashörnern schreibe, die mir diesen Winter in den indischen Dschungeln begegnet sind, wo sie ihre Herrschaft mit schwarzzottigen wilden Büffeln und schweren bengalischen Tigern teilen, bin ich zuweilen zu glauben versucht, daß dies alles nicht wahr ist, daß diese Tiere längst ausgestorben sind, und daß es mir nur vergönnt war, ihnen im Traum zu begegnen. Denn drei Jahre in Indien sind hinterher wie Minuten in einem Traum, und ich muß die Erinnerung an Personen und Ereignisse in der Reihenfolge festhalten, in der sie kamen, um erzählen zu können, wie ein wenig Ausdauer und viel Glück zusammentrafen, um mich auf die Spur der Panzernashörner zu führen.

Es ist jetzt vier Jahre her. Die Versuchung, rund um die Erde zu fahren, war mir allzu gewaltig geworden, und eine Einladung, ein paar der mächtigsten Maharadschas von Indien zu besuchen, machte die Spannung nicht geringer. Ich wußte ungefähr ebensoviel und ebensowenig von Indien wie alle anderen Menschen, die nie dort gewesen sind. Es gibt

kein Land in der Welt, von dem die Leute so viel lesen und so viel hören und zugleich so fast gar nichts wissen wie von Indien.

Wie vertraut redet man doch von Indien!

In Indien liegen giftige Schlangen unter jedem zweiten Busch. — Das tun sie durchaus nicht. In der Zeit, die ich brauchte, um Nahaufnahmen von so gut wie allem Großwild des indischen Dschungels zu machen, sind mir nicht mehr als fünf giftige Schlangen in den Weg gekommen.

Nach Indien kann man nicht reisen. Dort ist dauernd Aufruhr und Streit. — In den Zeitungen, jawohl. Während der drei Jahre, in denen ich auf meinen Fahrten Indien nach allen Richtungen durchkreuzte, habe ich niemals gesehen, daß sich zwei Leute um etwas anderes geschlagen haben als um mein Gepäck.

In Indien wohnt ein seltsamer Mann, der Ghandi heißt und den alle Menschen kennen. — Das stimmt nicht. Es gibt Mengen von Menschen in Indien, die Ghandis Namen nie gehört haben.

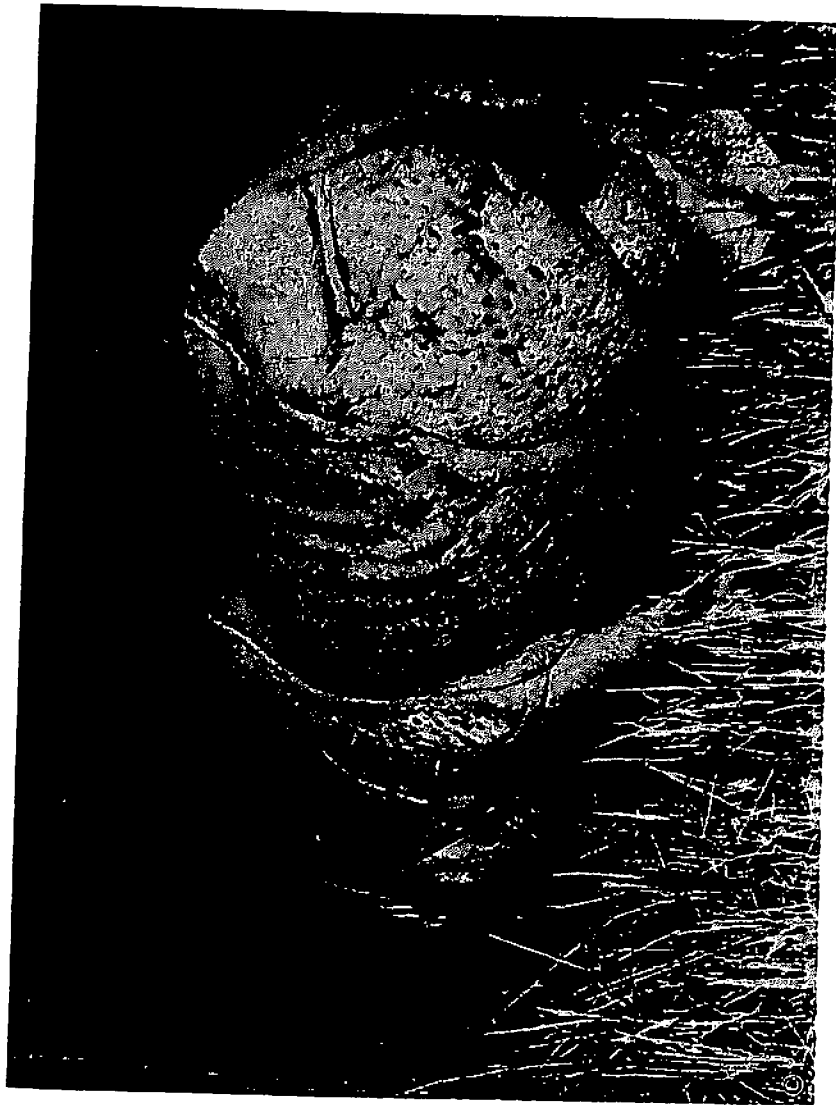
In Indien ist das Land voller Dschungeln und der Dschungel voll großer gefährlicher Tiere, die aus dem Reisenden Hackfleisch machen. — Ja, hat sich was! Indien ist voll durstender Wüsten und unübersehbarer Ebenen, übersät mit Millionen und aber Millionen ausgemergelter Menschen und halbverhungerten Viehs. Der Dschungel ist auf die Gegenden zurückgedrängt, wo die Erde zu mager und nur mühsam zu bebauen ist, und wo das Fieber die Menschen mit Ohnmacht schlägt.

Und die gefährlichen Tiere? — Wo waren sie noch, diese Geschöpfe, deren Riesengestalten alle Schilderungen aus dem indischen Dschungel beschatten? Wo sollte man sie in diesem Weltteil suchen, der Indien heißt? Wo streifte der wilde Elefant noch umher? Wo kam der wilde Wasserbüffel vor, der größere Hörner trägt als irgendein anderes lebendes Tier, und der gefürchtete Gaurstier, von dem es heißt, er verfolge den Jäger wie ein Bluthund, mit der Nase auf seiner Spur? Wo hauste der schwarze Bär, der mehr Menschen in Indien verstümmelt als irgendein anderes Tier, und wo war der Tiger, der in seiner Heimat der gefährlichste Gegner des weißen Mannes ist und bleibt? Und wo lebte das Panzernashorn, dieses Schlachtschiff des Dschungels, dem selbst der Elefant mit Furcht aus dem Weg geht?

Ich hatte alle möglichen und unmöglichen Bücher über Indien gelesen, wissenschaftliche Werke und bluttriefende Jagdgeschichten, und doch stand ich da wie ein Tourist ohne Baedeker und mußte mich zurechtfragen. Meine Fahrt führte mich durch die Lande indischer Maharadschas, durch goldene Schlösser und über schabrackenbehangene Elefantenrücken. Aber die Tiger waren entweder so selten wie ein Bär in Schweden oder sie wurden als Staatskleinodien ängstlich bewacht und mit Vieh gefüttert, bis ein mächtiger Nachbarfürst oder gar der Vizekönig selbst den Staat mit einem Besuch beehrte, um sie im Dschungel von der Spitze eines gemauerten Turms mit Hilfe einiger guten Schützen zu töten. Von Gaur und Wasserbüffel und Rhinoceros keine Spur. Da



Der gefürchtete Gaurstier



„Das Schlachtschiff des Dschungels“

flüsterte mir jemand zu: Reisen Sie nach Nepal, wenn man Sie hereinläßt!

Nepal — das war das verbotene Land oben im Himalaja, wo es noch Panzernashörner gab und wo auf Befehl des weisen Alleinherrschers ohne seine Erlaubnis kein weißer Mann über die Grenze gelassen werden durfte. Wer konnte mich nach Nepal hineinbringen? Wieder flüsterte jemand: In ganz Indien ist „the Commander-in-Chief“ der beste Freund des Maharadschas von Nepal.

Da fuhr ich nach Delhi und überreichte mein Empfehlungsschreiben dem Feldmarschall, der sich für alles, was Tier und Natur heißt, interessierte. Er nahm eine der letzten Nummern der englischen Zeitschrift „Illustrated London News“ vom Tisch, um mir das Allerneueste auf dem Gebiete des Kamerasports zu zeigen: eine Sammlung einzigartiger Photographien fliegender Schwäne, von einem Engländer aufgenommen, wie er sagte.

Ich erlaubte mir, die Bilder zu kritisieren. „Sie könnten besser sein“, sagte ich, „aber man hatte damals keine so guten Kameras.“ Jene Bilder hatte ich nämlich in Schweden aufgenommen und vor sechzehn Jahren veröffentlicht. Es war einer meiner eigenen Aufsätze über Tookern.

Dies machte Seiner Exzellenz Spaß, und er erkundigte sich freundlich, was er für mich tun könnte.

Mir eine Empfehlung an Seine Hoheit den Maharadscha von Nepal und seine Dschungeln mitgeben? Er schüttelte den Kopf. Alles andere gern, aber das sei unmöglich. Der

Maharadscha von Nepal sei krank, und es sei vergeblich, an ihn zu schreiben.

Da verzweifelte ich an meinen Nashörnern und begab mich weiter auf die Fahrt rund um die Welt. Doch ich kam nur bis Kalkutta. Dort traf ich einen sehr klugen Mann, der weder Inder noch Engländer war. Er lächelte, als er von meiner Niedergeschlagenheit hörte, weil ich nicht zu den Nashörnern in das verbotene Nepal hineinkommen konnte. Er erklärte: „Es gibt zwei Arten, nach Nepal ,hineinzukommen‘. Wenn man nur ein ehrlicher Händler ist, der Porzellan verkaufen oder Reitelefanten aufkaufen will, dann bekommt man ganz leicht einen Paß über die Grenze und für denselben Weg wieder hinaus. Wenn man sich weiter in die Dschungeln hinein begeben will, so ist das freilich etwas ganz anderes. Das ist verdächtig, vor allem, wenn man von einem General kommt. Nepal hat übrigens in dieser Beziehung keine sehr angenehmen Erfahrungen mit amerikanischen Gentlemen gemacht. Aber“ — das Lächeln des klugen Mannes wurde spöttisch — „Sie vertreten ja keine Großmacht und können also ohne politische Verwicklungen totgeschlagen werden. Das ist ein großer Vorteil. Wir werden versuchen.“

Er erhielt einen Packen meiner Bücher in verschiedenen Sprachen und sandte sie an den Maharadscha von Nepal. Als wir uns am folgenden Morgen trafen, fragte ich ihn, wieviel Tage es wohl dauern könnte, bis die Antwort da sein würde.

„Tage?“ Er sah mich an, wie man jemand ansieht, der nie-

mals im Osten gewesen ist und nie gelernt hat, daß man dort keine Eile kennt.

„Wenn überhaupt eine Antwort kommt, so dauert es mindestens einen Monat. Ich dachte, Sie wollten nächstes Jahr wiederkommen.“

Da steckte ich die Sache zum zweitenmal auf und wanderte wieder in mein Hotel zurück, um zu packen. In der Halle stand ein blonder junger Mann, den ich kannte. Carlo Hagenbeck aus Hamburg. Es lag ein geheimnisvoller Ausdruck auf seinem Gesicht, als er mich begrüßte, und ein seltsamer Glanz in seinen Augen, als er mich beiseitezog und fragte, ob ich mit auf eine Expedition kommen wollte, um ein Panzernashorn zu fangen, und zwar gleich.

Nun ist es ein für allemal so, daß die Herren Morgan und Rothschild wissen, wo es Krieg geben wird, ehe Könige und Staatssekretäre eine Ahnung davon haben, und Rowland Ward in London und Hagenbeck in Hamburg wissen besser darüber Bescheid, wo sich unbekannte Menschenaffen und ausgestorbene Mastodonten finden, als irgend jemand anders in der Welt. Und sie besitzen eine merkwürdige Fähigkeit, darüber zu schweigen.

Unbekannte Menschenaffen? sagt jemand; das gibt es nicht. — Ich wette, daß man eines Tages einen Affen, so groß wie einen Gorilla und so verstohlen wie einen Orang-Utan, in den Urwäldern zwischen Siam und Burma finden wird, dort, wo man, um durchzukommen, klettern und kriechen oder sich mit dem Messer einen Weg bahnen muß.

Carlo Hagenbeck hatte den Kopf voll Nashörner. Er war nach Kalkutta gekommen, um von dort aus mit dem Maharadscha von Nepal über den Kauf eines Rhinoceroskalbes zu verhandeln, dessen Fang oben in dem verbotenen Lande gelungen war. Nepal verlangte zweitausend Pfund Sterling für das Kalb, was einem ja ein wenig den Atem benahm. Da hatte er zufällig erfahren, daß große Waldbrände in dem anderen verbotenen Lande weiter östlich im Himalaja, in Bhutan, gewütet hatten, und daß sich die Nashörner dort oben, durch die Vernichtung ihrer Urwälder aufgestört, in die Flußtäler auf englisches Gebiet Bengalens begeben hätten. Es sollte ihrer dort mehr geben, als jemand je zu träumen gewagt, vielleicht an die hundert. Die Dschungeln im Vorland der Berge unterstanden dem mächtigen Chef der Wälder von Westbengalen. Er hieß Shebbeare und sollte in Dardschiling wohnen.

Am selben Abend fuhren wir mit dem Nachtzug zusammen nach Siliguri, am Fuße des Himalaja, und mieteten am Morgen ein Automobil, das keuchend den gewundenen, steilen Weg nach Tibet hinaufkletterte. Es war im Februar. Die Gletscher des Kangtschandsanga ruhten wie eine ferne sonnenbeschienene Insel in den Wolken jenseits der nebelumhüllten Wälder der Berghänge. Als wir am Nachmittag Dardschiling erreichten, wurden unsere Hoffnungen durch ein Schneewetter und die Nachricht abgekühlt, daß sich der Gesuchte irgendwo unten in den Dschungeln befände. Wo, wußte niemand zu sagen. Da blieb uns nichts anderes übrig,



„Shebbeare“

„Wenn Sie versuchen wollen, die Nashörner zu photographieren, werde ich alles tun, um Ihnen zu helfen“, schloß er, „denn das ist bislang noch keinem gelungen. Aber hier darf kein Rhinoceros getötet und keins gefangen werden, um keinen Preis der Welt.“

Wir hatten unsere Antwort in solch einer Weise und so entschieden erhalten, daß wir keine Einwände machen konnten. Wir standen stumm und sahen erstaunt den Mann an, der so plötzlich unsere Pläne durchkreuzte.

Vor ihm breitete sich das von sechzig Millionen Menschen wimmelnde bengalische Flachland. Es quoll über, es wollte vorwärts, es drängte heran. Es bedrohte den Dschungel mit absichtlich angelegten Waldbränden, die wilden Büffel mit den Seuchen seines hungernden Viehs, die Panzernashörner mit Vernichtung.

Hinter ihm lag der bengalische Dschungel, dampfend in der Hitze des tropischen Tages, die Heimat des Tigers, des Fiebers und des Einhorns. Über seinen Wipfeln erhoben sich im Blau der Ferne an den Hängen des Himalaja die Urwälder des verbotenen Landes, bis sie in den Wolken um den ewigen Schnee verschwanden.

Er stand da, als wäre er bereit, das ganze Land hinter sich mit dem Gewicht seiner Worte und seiner Hand zu verteidigen.

ZWEITES KAPITEL

Nun war guter Rat teuer.

Denn Hagenbeck hatte wahrlich anderes zu tun als durch ganz Bengalen hinter einem Rhinoceros herzulaufen, das er nicht fangen durfte, und ich hegte meinerseits gewisse Bedenken, auf eigene Faust nach dem Biest in diesem Dschungel zu suchen, wo sich der Mensch etwa so ausnahm wie ein Däumling in einem Getreidefeld.

Wenn es nun wirklich so gewesen wäre, wie es in allen möglichen Erzählungen des Abendlandes von dem indischen Dschungel heißt, daß Menschen und wilde Tiere in ständigem Kampf miteinander liegen und sich gegenseitig, so gut sie können, umbringen, so hätte es einfach genügt, sich mit einer Kamera in der Hand und einer Elefantenbüchse auf dem Rücken auf den Weg zu machen und zu der von den beiden Waffen zu greifen, die sich in dem Augenblick, wo der gepanzerte Riese sein Horn hinter einem Busch hervorsteckte, am besten eignete. Aber so gemütlich ging es nicht mehr zu. Die Zeiten hatten sich wirklich geändert. Früher war es der starke Mann aus dem Dorfe, der die Menschenschar gegen die gefährlichen Tiere des Dschungels verteidigte. Hier stand der starke Mann vor uns und verteidigte die gefährlichen Tiere gegen die Menschen. Und einer von diesen war ich.

Mit einer Kamera auf die Nashörner losgehen durfte ich wohl, falls es mir nun überhaupt gelang, eins zu sehen. Das war keineswegs sicher. Denn die uns gemachten Angaben

über die hundert waren eine optimistische Übertreibung. Gäbe es noch ein Drittel davon in ganz Bengalen, so wäre das alles, hieß es. Ich erhielt auch die Erlaubnis, meinem eingeborenen Führer eine Büchse über die Schulter zu hängen, um sie zur Hand zu haben, falls wir im Grase unverhofft über einen verschlafenen Tiger stolpern sollten, was vorkommt und fast immer gut für den Tiger ausgeht. Aber es wurde gleich vorausgesetzt, daß der Führer und ich eigentlich erst unschädlich gemacht sein müßten, um jemals auf Mr. Shebbeares Vergebung unserer Sünde rechnen zu dürfen, wenn auf ein Nashorn geschossen würde.

In der neuesten Auflage von Brehms Tierleben, wo man das meiste von dem Wenigen erfährt, das die Wissenschaft von den Gewohnheiten des Panzernashorns weiß, steht ein Satz, der sich meinem Gedächtnis besonders eingeprägt hatte und der seitdem oft als ein Menetekel auf der Dschungelwand geschrieben stand, wenn ich in Indien plötzlich auf die frische Fährte eines Nashorns stieß. Er lautete kurz und bündig:

„Unter den asiatischen Arten gilt das indische Nashorn als ein außerordentlich bösesartiges Geschöpf.“

„... ein außerordentlich bösesartiges Geschöpf.“ Das klang nicht besonders ermunternd. Und als ich höflich aufgefordert wurde, den Nashörnern allein in diesem Dschungel nachzugehen, war mir ähnlich zumute wie damals, als ein deutscher Generalstäbler beim schönsten Trommelfeuer in Rußland Senator Beveridge und mich freundlichst zu einer Autofahrt zwischen die feindlichen Linien einlud.



„Der Mensch nahm sich hier aus
wie ein Däumling in einem Getreidefeld.“



Der Tiger kommt

„Der Weg liegt ziemlich in der Mitte“, sagte er, „und die meisten Geschosse krepieren deshalb rechts und links von uns.“

Gott bewahre, es war natürlich nicht so gefährlich, wie man sich's einbildete. Nach meiner Erfahrung verhielt es sich mit den gefährlichen Tieren in Afrika und Asien ungefähr ebenso wie, nach den Worten des klugen Mannes in Kalkutta, mit dem verbotenen Lande. Es war vorteilhaft, wenn man „keine Großmacht vertrat“. Dafür gab es eine Menge Beweise. Als der Präsident Roosevelt zum Schrecken aller Tiere über die Erde Afrikas schritt, wurde er nach seinem eigenen berühmten Buch in einigen Monaten von, kurz gesagt, jedem gefährlichen Tier, dem er begegnete, angefallen, und es war in den wildesten Situationen ausgemalt, wie er im letzten Augenblick „sich mit einem wohlgezielten Schuß aus der Lebensgefahr rettete“. Ähnliche Abenteuer von hervorragenden Persönlichkeiten waren üblich — auf dem Papier. Gehörte man aber wie ich einer kleinen armen Nation ohne politische Bedeutung an, so rümpften Elefanten und Löwen die Nase und zogen ab. Nur ein einziges Mal geriet ich in Zentralafrika einem schwarzen Rhinoceros ins Gehege, das mir nachsetzte. Aber das beruhte ganz sicher auf seiner bekannten Kurzsichtigkeit. Hätte es gewußt, daß es nur ein Schwede war, hätte es sich gewiß nicht die Mühe gemacht. Und so war es vermutlich auch hier, obwohl das indische Panzernashorn ein für allemal von der Wissenschaft zu einem „außerordentlich bössartigen Geschöpf“ gestempelt ist.

Schlimmer war, daß mich ein flüchtiger Einblick in das

schattige Labyrinth des bengalischen Dschungels gleich davon überzeugte, daß die Kameras, die mich auf der Fahrt um die Erde begleitet hatten, für die lockende Aufgabe ganz unzureichend waren, wenn ich irgendwelche Aussicht haben sollte, meine englischen und amerikanischen Konkurrenten auf der Großwildjagd mit der Kamera zu schlagen. Und ich muß bekennen, es reizt mich, so etwas zu versuchen. Auch mein Negativmaterial war für diese dichten grünen Dschungeln nicht geeignet. Meine Absicht war ja nur gewesen, die Möglichkeiten auf dieser Seite der Erdkugel zu erkunden. Es war aussichtslos, sich telegraphisch andere Apparate aus Europa zu bestellen. Meine schwere Korditbüchse hing auch noch zu Hause in Schweden an der Wand.

Dies alles erklärte ich Mr. Shebbeare und sagte, ich wäre dankbar, wenn ich mich darauf vorbereiten dürfte, ein anderes Jahr wiederzukommen. Es bleibt fraglich, ob er nicht in freundlicher Nachsicht meinte, daß diese meine Gründe eigentlich nur ein Vorwand seien: daß ich, wenn es zum Klappen käme, vor Tigern und Nashörnern eine Heidenangst hätte.

Das Ende vom Lied war, daß Hagenbeck und ich nach Kalkutta zurückkehrten und uns trennten. Ihm gelang es, sein Rhinoceroskalb aus Nepal in ein paar Monaten lebendig nach Europa zu bringen. Ich dagegen brauchte zwei Jahre, um mit dem fliegenden Drachen, dem Lämmergeier, oben im Himalaja fertig zu werden. Aber die ganze Zeit brannte in meinem Gedächtnis eine leuchtende Flamme vor dem Bild eines Einhorns, das die eigentümlichsten Formen annahm.

DRITTES KAPITEL

Jeder weiß, daß es mit den Gesichtern einiger Menschen so ist wie mit vielen seltsamen Gestalten der Tierwelt: sie sind so unwirklich, daß die Einbildungskraft versagt oder Amok läuft, wenn man sich ihre Bilder in Erinnerung rufen will. Solche Tiere lassen die Phantasie nicht los. Sie spuken auch durch die Jahrtausende in der Vorstellungswelt der Völker. Wohl kein lebendes Wesen ist in so wechselnden Gestalten durch die bildlichen Deutungsversuche der verschiedenen Zeiten gewandert wie dieses einzige wirkliche Einhorn mit dem lateinischen Namen „unicornis“.

Gelehrte und Laien haben über den Ursprung des Einhorns nachgegrübelt. Der eine hat natürlich immer besser Bescheid gewußt als der andere. Es scheint mir, als hätten sie den Wald vor Bäumen nicht gesehen. Denn das Einhorn ist in Enzyklopädien und Abhandlungen bald als ein Stier aufgetreten, ausgehöhelt im Profil auf einer Wand in Babylon; bald — wie bei den Bibelerklärern — als eine arabische Antilope, die sich das eine Horn abgestoßen hat. Und es bäumt sich noch heute in dem Wappenschild des britischen Reiches in Form eines Urpferdes mit dem schraubenförmigen Zahn des Narwals vom Eismeer als Horn auf der Stirn.

Durch Religionen und Aberglauben hat es sich mit diesem wunderbaren und umstrittenen Horn seinen Weg gebohrt. Es ist zu komisch, daß man es nicht erkennen wollte. Die

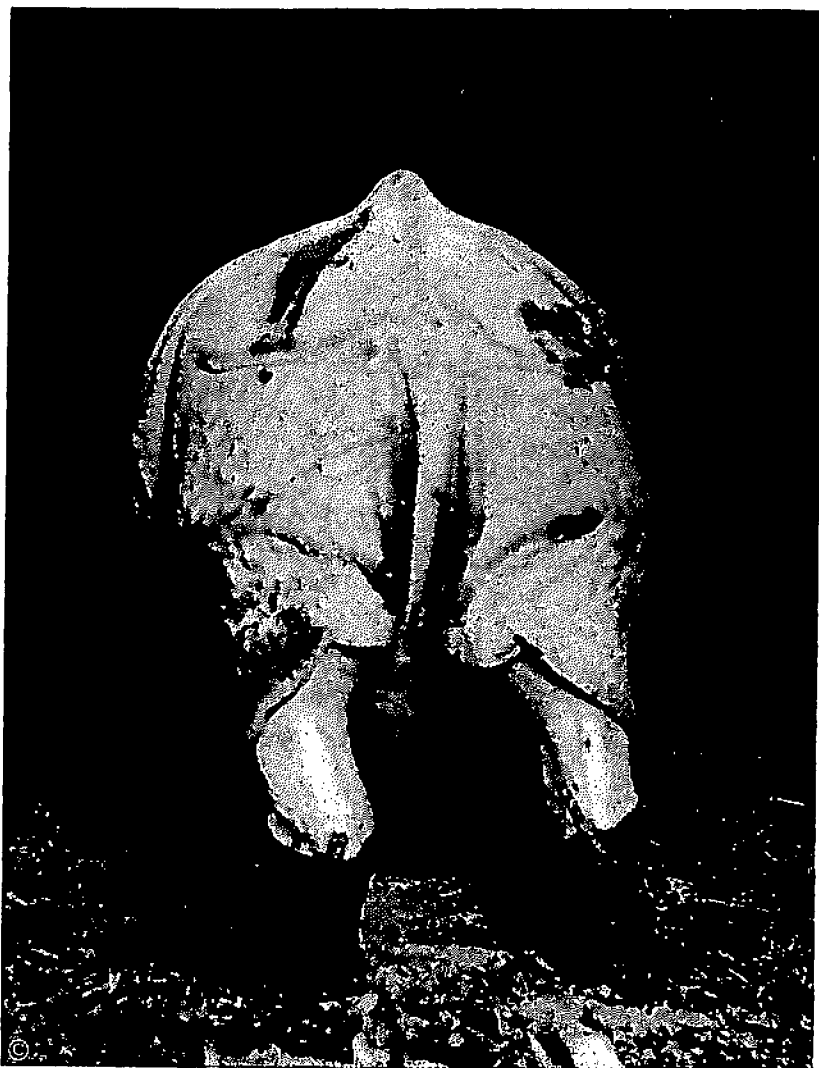
Masse der bildungshungrigen heutigen Menschen bezieht den größten Teil ihres Wissens vom Radio, aus Zeitungen und populären Enzyklopädien. Die Auskünfte, die man durch Radio und Zeitungen erhält, nimmt man nicht so ernst, was aber in dem teuer bezahlten Konversationslexikon steht, hält man nicht zu Unrecht für zuverlässiger als die Angaben in der wunderreichen Bibel der Juden. Und die Enzyklopädien holen ihr Wissen von einander, indem sie, in einem ewigen Kreislauf, die eine aus der anderen abschreiben. Darum ist es eigentlich gleichgültig, ob man den Larousse, Meyers Lexikon oder die Encyclopaedia Britannica zur Hand nimmt. Für mich als Schweden liegt es natürlich nahe, nachzusehen, was in dem alten geachteten Nachschlagewerk „Nordisk Familjebok“ steht, das mein entlegenes Heimatland mit seiner Weisheit beglückt. Wer mein Buch vom Einhorn in einer anderen Sprache liest, möge sich damit belustigen zu prüfen, was in den entsprechenden Enzyklopädien auf seinem eigenen Bücherbrett steht. Es wird sich bezahlt machen, wenn es wahr ist, daß ein herzhaftes Lachen das Leben verlängert.

„Noch bis ums Jahr 1700“, steht im „Nordisk Familjebok“, „wurden solche ‚Einhornhörner‘ allgemein in Apotheken in pulverisierter Form als ein kräftiges Mittel gegen jedes Gift verkauft und fast mit Gold aufgewogen.“

Das ist ein merkwürdiges Zusammentreffen. Denn heutigen Tages werden in China solche „Einhornhörner“ — wir wollen uns desselben Wortlauts bedienen — allgemein in



Rhinoceros unicornis



„Laß mich einsam wie ein Einhorn wandern.“

Apotheken in pulverisierter Form als ein kräftiges Mittel gegen jedes Gift verkauft und fast mit Gold aufgewogen.

Was für ein Gift es war, gegen das das Pulver in Europa im siebzehnten Jahrhundert half und das die Leute jener Zeit bewog, fast sein Gewicht in Gold zu bezahlen, meldet das Nordische Familienbuch nicht. Ich möchte mir daher erlauben, für die nächste Auflage die übliche Parenthese vorzuschlagen (s. Voronoff). Denn in dem schlitzäugigen Teil der Welt wird noch heute von Mandarinern und anderen mächtigen Männern, die ihrem Leben, wie es in der Bibel heißt, „eine Elle zusetzen“ wollen, das Gewicht des wundertätigen Pulvers aus dem Horn des indischen Einhorns in Gold bezahlt.

Aber wir wollen den amüsanten Vergleich noch nicht fallen lassen.

Das Nordische Familienbuch schreibt ferner über das berühmte Einhorn der Sage: „Becher, aus ihrem Horn gemacht, schützen gegen Gift.“

Dies ist mindestens ebenso merkwürdig. Denn es ist gerade für den heutigen asiatischen Aberglauben an alle Nashornhörner bezeichnend, daß Becher, aus ihrem Horn gemacht, gegen Gift schützen.

Das gilt im Osten ganz besonders von der Waffe des indischen einhornigen Nashorns. Schenkt man in einen aus seinem Horn gefertigten Becher einen Gifttrank, so wird er sofort seine tückische Eigenschaft dadurch verraten, daß er über den Rand schäumt. Unter den Fürstenfamilien des Morgenlandes, wo es zu allen Zeiten die natürlichste Sache

gewesen ist, daß der eine nach besten Kräften den anderen zu vergiften suchte, um selbst zur Macht zu kommen, sind solche Becher bei den mit Recht mißtrauischen Herrschern oft in ständigem Gebrauch gewesen. Dieser Brauch gelangte sogar bis an den Hof der französischen Könige in ihrer Glanzzeit, obwohl es dort offenbar „falsche“ Einhörner waren, denen der Herrscher seine Sicherheit anvertraute.

Wieweit es Wahrheit ist, daß diese Becher gegen Gift schützen, ist eine andere Frage. Aber man hat es geglaubt. Und wo es Glauben gibt, bedarf es bekanntlich keiner Wahrheit.

Von Interesse ist hier die eigentümliche Übereinstimmung der Eigenschaften des Einhorns in den abendländischen Sagen und des Einhorns in den morgenländischen Dschungeln.

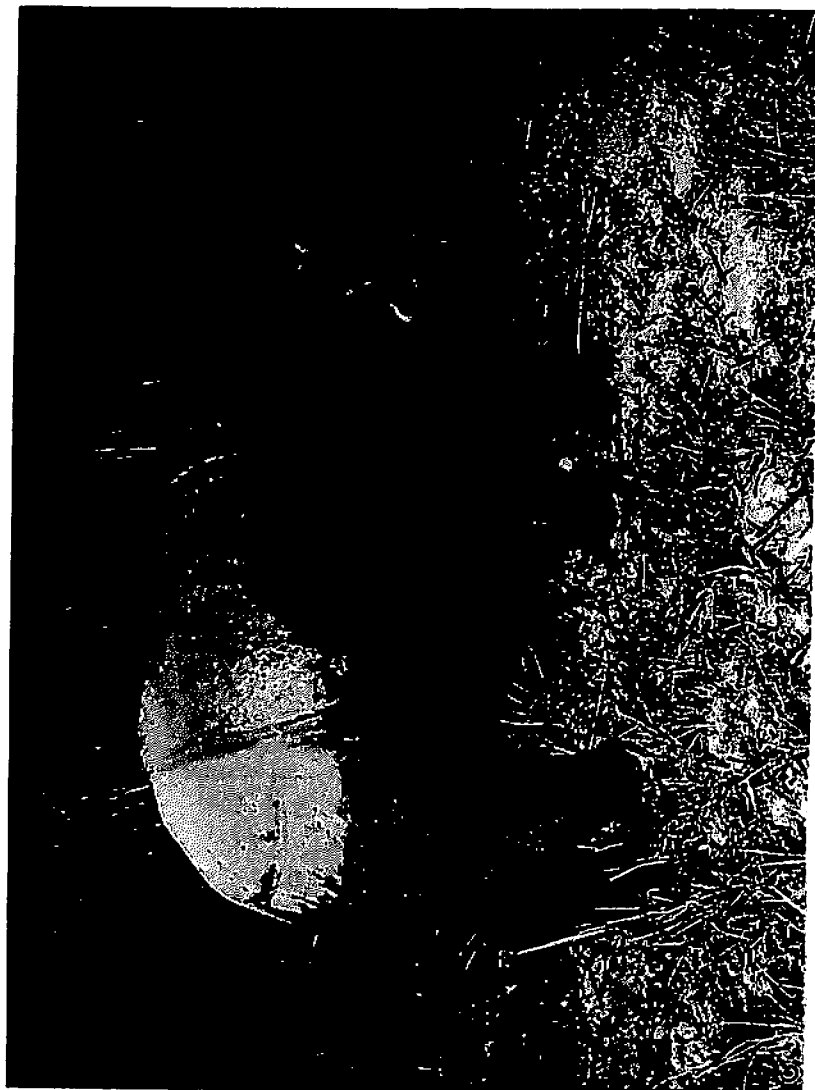
Nun erwähnt das Nordische Familienbuch eine einzige Literaturquelle für eine weitere Auskunft über das Fabeltier: J. J. Tikkanen, „Saganomenhörningen“. Finsk Tidskrift 1898.

In dieser ganzen Abhandlung von achtzehn enggedruckten Seiten über das Einhorn, wie Künstler und Apostel es im Laufe der Zeit gemalt und beschrieben haben, findet sich kein Wort der Andeutung darüber, daß ein Nashorn der Ursprung des behandelten Gegenstandes sein sollte, und doch erzählt der Verfasser auf der letzten Seite, wie ein Priester im Jahre 1130 in einem Lied über Alexander den Großen das Einhorn beschrieb, das Königin Kandace dem großen Eroberer Indiens schenkte, was Ihre Majestät sich auch dabei gedacht haben mochte.

1515
RHINOCERVS
A



Albrecht Dürers weltbekannter Holzschnitt von dem Wundertier
Nach dem Reichdruck Nr. 830 aus dem Verlag der Reichsdruckerei Berlin



„Wer hat vier Beine zum Stehen, die mehr Elefantenfüßen gleichen?“

Dort steht: „Seine Gestalt war recht seltsam, denn sie verband mit einem Pferdeleib den Schwanz des Schweines, den Kopf des Hirsches und die Füße des Elefanten und trug natürlich ein langes Horn auf der Stirn.“

Und Tikkanen fügt hinzu: „So phantastisch ausgestattet ist doch das Tier meines Wissens nie in der Kunst.“

Dennoch war es keine schlechte Beschreibung. Ungefähr dasselbe hätte ein Priester einige Jahrhunderte später von dem indischen Nashorn schreiben können, das im Jahre des Heils 1513 beim König von Portugal als ein kleines Geschenk aus Indien anlangte und das Vorbild zu Albrecht Dürers hier wiedergegebenem weltbekannten Holzschnitt von dem Wundertier war.

Mir will es scheinen, als sei es gerade so phantastisch auf Dürers Zeichnung ausgestattet. Und wenn diese für die Beschreibung des Priesters allzu phantastisch erscheint, so laßt uns mein nebenstehendes Bild eines jungen indischen Nashorns im Dschungel prüfen.

Kann man nicht sehr wohl sagen, daß es einen „Pferdeleib“ hat? Der gerundete Bauch und die Lenden können mit nichts anderem, was der Reimchronist Alexanders des Großen kannte, besser verglichen werden. Und sehen wir weiter: Hat dieses wunderbar geschaffene Tier nicht auch einen „Schweineschwanz“? Und wer hat vier Beine zum Stehen, die mehr „Elefantenfüßen“ gleichen?

Das mit dem Hirschkopf ist nicht so auffallend. Aber man muß dem Priester wohl einiges Recht zur *licentia poetica*

lassen. Dagegen kann, wer es wünscht, das „lange Horn“ auf dem Umschlag dieses Buches wiederfinden.

Es scheint, als ob es eigentlich keiner Zeugen mehr für die Wahrscheinlichkeit bedürfte, daß das Einhorn der Sage seinen Ursprung auf das einzig wirkliche Einhorn in Indien zurückführt.

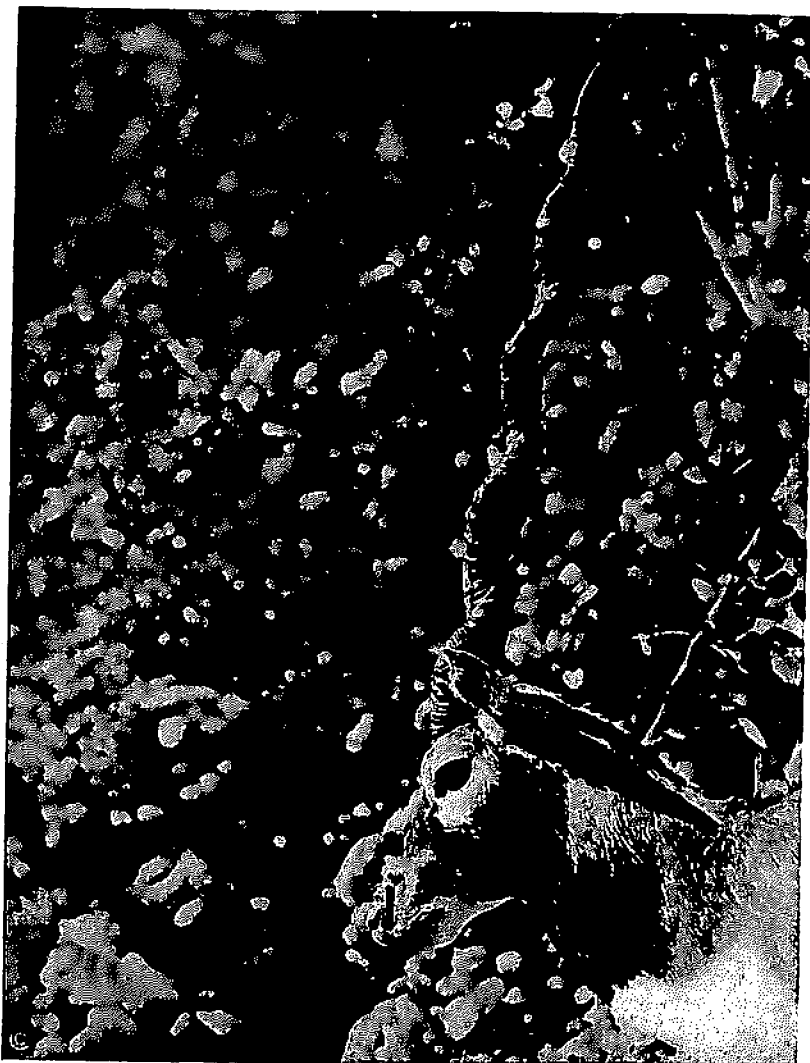
Woher aber ist denn dieses spiralgewundene Horn gekommen, das in der Kunst auf dem Kopf der Einhörner spukt? Die Idee dazu kann ja nicht aus der Luft gegriffen sein. So erfindungsreich ist die „Kunst“ nicht.

Es gibt nicht viele Tiere in der Welt mit solchen spiralgewundenen geraden Hörnern. Aber es gibt ein solches Tier mit genau dieser Hornform zu Tausenden auf den Ebenen Hindostans. Es ist die indische Antilope — the blackbuck der Engländer — auf deutsch Hirschziegentilope genannt. Um die Form des Hornes deutlich zu veranschaulichen, habe ich hier ein Bild von dem montierten Kopf eines solchen kapitalen „blackbuck“ eingefügt, den ich in Patiala erbeutete. Ist es nicht auffallend, wie seine Hörner dem berühmten „Narwalzahn“ auf der Stirn des Einhorns im britischen Wappenschild gleichen?

Die Böcke dieser Antilopen brechen sich bei ihren gegenseitigen Kämpfen oft das eine Horn ab und gehen dann ihr Leben lang als Einhörner umher. In einigen Gegenden Indiens galten diese schönen Tiere auch als heilig. Die Fremden, die vor dem Mittelalter das indische Flachland bereisten, begaben sich vermutlich seltener in den lebensgefährlichen



Die indische Hirschziegentilope
das Vorbild für das heraldische Einhorn



Derselbe Antilopenkopf im Profil als „Einhorn“

Dschungel hinein, um nach einem Nashorn zu suchen. Dagegen hatten sie wohl die indische Antilope mit dem spiralgewundenen geraden Horn auf ihren Streifzügen als tägliche Augenweide. Ich möchte fast mit Bestimmtheit behaupten, daß dieser Antilopenbock für das heraldische Einhorn Modell gestanden hat. Und es sieht den indolenten Indern ganz ähnlich, daß sie die Antilope als Einhorn zeigten, wenn früher die neugierigen Fremden, ganz wie die Touristen unserer Tage, sie mit ihren Fragen nicht in Ruhe ließen.

Daß später der Stoßzahn des Narwals als das spiralgewundene Horn des Einhorns dienen mußte, war offenbar mehr eine Folge von Angebot und Nachfrage. Denn zu dieser Zeit war das berühmte Horn zu einem großen Geschäft mit dem Aberglauben geworden.

Wieder führe ich die schwedische Enzyklopädie an. Dort steht: „Seit dem Mittelalter wurden die Mammutzähne in Europa auf Einhornhörner zurückgeführt und werden noch heute in Österreich dafür gehalten.“ Und weiter nach dem auf Seite 32 angeführten Satz: „Als die Nachfrage am größten war, mußten die Narwalzähne den Bedarf decken.“

Also — als man in unserem etwas abergläubischen Mittelalter den Bedarf an diesem „kräftigen Mittel gegen Gift“ nicht mehr decken konnte, machte man sich daran, Mammutzähne zu pulverisieren, und als die auch nicht mehr ausreichten, nahm man keinen Anstand, sich an dem Narwalzahn auf der Stirn des britischen Wappenpferdes zu vergreifen. Es muß ein blühendes Geschäft gewesen sein. Aber woher

dieser reißende Abgang der Ware? Es sieht ja aus, als habe zur Zeit der „größten Nachfrage“ jeder zweite Mensch sein letztes Geldstück hergegeben, um in den Besitz dieses „kräftigen Mittels gegen Gift“ zu gelangen. Tat man denn zu jener Zeit in Europa nichts anderes als einander vergiften?

Wahrlich — es gibt nichts Neues unter der Sonne — nicht einmal in China.

Denn im Reiche der Mitte, wo man gemerkt hat, daß in den letzten Jahren die Hörner des indischen Einhorns vom Markte zu verschwinden drohen, aus dem einfachen Grunde, weil das Tier bald ausgerottet ist, waren die „Apotheker“ in demselben Dilemma wie damals in Europa. Sie mußten sich einen Ersatz ausdenken, um der Nachfrage der Kunden entsprechen zu können. Und so haben die Fürsten des unterirdischen Handels, die in Opium und Haschisch und anderen segensbringenden Mitteln machen, um Ersatz zu schaffen, sich an die gewöhnlichen zweihörnigen afrikanischen Nashörner herangemacht. Scharen von eingeborenen Jägern werden in Abessinien und Somaliland mit modernen Schießwaffen ausgestattet und unternehmen förmliche Expeditionen durch die Territorien der europäischen Großmächte, um so viele schwarze Nashörner wie möglich zu schießen. Die Hörner werden abgehauen, über das Rote Meer nach Arabien geschmuggelt — und von dort weiter zum Fernen Osten, wo sie dann als „echte Einhornhörner“ verkauft werden.

Doch ein chinesischer Giftmischer ist nicht so leicht anzuführen wie ein europäischer Apotheker im Mittelalter. Er

betrachtet das afrikanische Horn und schüttelt den Kopf: „Gefälschte Ware — schlechter Preis — gefährlich, mächtige Mandarinen anzuschmieren.“

Und dann schickt er eine neue Diebsbande in die Dschungeln Bengalens aus, mit dem Bescheid, daß er für das Horn des indischen Nashorns, das einzig und allein diese wunderbare Wirkung gegen die Altersgebrechen eines Mandarinen hat, noch ein Achtel Gold mehr zahlt.

Oft habe ich mich gefragt, wieviel ein solcher Mandarin von Buddha, dem großen Stifter seiner eigenen Religion, weiß. Denn eigentlich müßte ihm das Einhorn in dem indischen Dschungel ein heiliges anbetungswürdiges Tier sein, falls er überhaupt Kenntnis von einer der fesselndsten heiligen Schriften Buddhas besitzt.

Gautama Buddha wurde geboren, lebte und starb in Nepal, gerade in dem Land, ja in jener Gegend Terai, wo die Panzernashörner noch heute hausen. Buddha muß diesen Einsiedler des Dschungels gesehen und sein Dasein mit größtem Neid betrachtet haben, soweit eine so geläuterte Seele wie die Buddhas überhaupt diese königlich schwedische Nationaleigenschaft kannte. Aber es sieht verdammt danach aus, wenn man seine heiligen Schriften liest und die Litanei mit dem Einhornrefrain findet, die im Sanskrit den nicht besonders wohlklingenden Namen „Kaggavisâna-Sutta“ trägt.

Was für ein Dichter war doch dieser Stifter der größten Religion der Welt! Die Poeten späterer Zeiten haben mehr

Grund, ihn zu beneiden, als er gehabt haben dürfte, das Einhorn zu beneiden. Hört nur diesen Vers:

„Einem Löwen gleich, ohne Furcht vor Geschrei, einem Winde gleich, nie in Netzen gefangen, einer Lotosblume gleich, nie von Wasser besprengt, laß mich einsam wie ein Einhorn wandern.“

Im Sanskrit heißt das Einhorn „Gandha“. Nur um einen Buchstaben anders als der Name des Mannes, der heute für Millionen Inder als Lebensvorbild gilt. Für den meditierenden Buddha oben in den Wildnissen Nepals war offenbar das Einhorn das Vorbild. Wie vermag er im Gedanken an den gewaltigen Eremiten das Elend des Menschenlebens in Worten zu malen:

„Wie das wilde Tier ungebunden im Dschungel geht, behaglich seine Nahrung suchend, so laß den weisen Mann, nur seinem eigenen Willen folgend, einsam wie ein Einhorn wandern.“

„Fleischeslüste, wahrlich, mannigfach, lieblich und lockend, reizen den Sinn in wechselnden Formen. Das Elend der Fleischeslüste erkennend, laß mich einsam wie ein Einhorn wandern.“

„Kälte und Hitze, Hunger und Durst, Wind und Sonnenglut, stechende Fliegen und Schlangen — wer alles dieses ertragen hat, ihn laß einsam wie ein Einhorn wandern.“

Doch auch Buddha hatte offenbar mit schlimmeren Dingen als mit diesen Fleischeslüsten, mit Hunger und Durst

gekämpft, denn erst in diesem Vers fühlt er sich zu „heroischer“ Tat aufgerufen. Hört nur:

„Lösche die Spuren der Gihin (der Haushälterin) aus, wie ein Baum sein Laub abwirft, laß mich, nachdem ich die Bande der Gihin heroisch zerschlagen habe, einsam wie ein Einhorn wandern.“

Und er fährt fort:

„Nachdem ich das Band zerbrochen habe, wie ein Fisch im Wasser das Netz zerrissen, wie ein Feuer, das nicht zu dem Schwendland zurückkehrt, laß mich einsam wie ein Einhorn wandern.“

Buddha muß es schwer gehabt haben, als er im Gedanken an seine Haushälterin und mit dem lockenden Bild des Einhorns im Sinn umherging. Aber, weiß Gott, mit jenem Bild des Einhorns im Sinn hatte ich es mindestens ebenso schwer in den drei langen Jahren, wo ich zu erkunden versuchte, wie ich es mit der Kamera einfangen könnte.

Was andere Sportsleute, die Reflexkamera um den Hals und mit schußbereiter Büchse, zu den Bildern erzählt hatten, die sie auf den offenen Steppen und sonnenbeschiene-
nen Waldlichtungen Afrikas von Antilopen und Nashörnern aufgenommen hatten, half mir nicht das geringste. Ich hatte dasselbe mit Hunderten von Elefanten im Sudan erprobt. Die meisten der Tiere lebten ja den ganzen Tag in der Sonne. Ein mehr oder weniger verwischtes Bild von afrikanischen Elefanten und Nashörnern mit einem Teleobjektiv aus gebührendem Abstand — der in den Erzählungen oft zu lebensgefährlich

wenigen Schritten zusammenschrumpft — aufzunehmen, ist eine gute Jagd, die wir jetzt alle kennen. Eine Blitzlichtkamera an einem Wasserloch in einer afrikanischen Durlandschaft aufzustellen und die Nebelgestalt eines Nashorns gegen die kohlschwarze Nacht auf die Platte zu bringen, verstand ich so gut wie einer. Aber in dem indischen Dschungel, in den ich jetzt hineingerochen hatte, standen die Riesentiere nicht im Sonnenschein herum, sondern versteckten sich tagsüber in dem undurchdringlichsten Busch- und Sumpfgelände. Wasserlöcher zum Warten gab es nicht, aus dem einfachen Grunde, weil der ganze Dschungel in Bengalen während der Regenzeit voll Wasser ist und dieses Wasser in Bächen und Rinnsalen den ganzen Winter durch das Land läuft, während das Gras ringsumher so trocken ist, daß man die Dschungeln gegen Feuer bewachen muß. Blitzlicht ist dort etwas Ähnliches wie eine Petroleumlampe in einem Benzinschuppen. Als ich es das zweitemal bei einem Tiger versuchte, war das Ergebnis der schönste Waldbrand und zwei ruinierte Kameras.

Es wollte mir nicht aus dem Kopf, daß sich etwas kamertechnisch Neues konstruieren lassen müßte, das die Schwierigkeiten, die ich vor mir sah, überwand. Aber meine technischen Kenntnisse reichten nicht aus, wie ich auch rechnete und berechnete. Ich wußte wohl, was ich haben wollte, aber nicht, wie ich es machen könnte. Da traf ich auf der Durchreise in Berlin einen Mann, der sicherlich eines der hervorragendsten technischen Genies der Welt ist. Er hat



Mumie des Panzerriesen



Einhornschädel, von denen Diebe
die kostbaren Hörner abgehauen haben.

mich freundlichst ersucht, die Kombinationen von Apparaten, die wir für meinen bevorstehenden Kampf mit dem Einhorn konstruierten, nicht zu beschreiben. Und das ist nur gut, denn es würde ein Kapitel für sich beanspruchen. Und dieses Buch ist ja auch bloß entstanden, um einige Bilder vom Leben des Einhorns im indischen Dschungel zu geben und etwas davon zu erzählen, wie ich es angefangen habe, die Tiere auf die Platte zu bekommen, aber nicht, um meine Apparate zu beschreiben. Wer eine altmodische Spieldose mit einem modernen, elektrisch verstärkten Radioapparat vergleicht, kann sich vielleicht ihre Ähnlichkeit mit einem gewöhnlichen Kodak vorstellen. Das heißt, wenn der Kodak die Spieldose ist.

Mit acht solchen Kameras und ebenso vielen anderen Apparaten in den Tropenkisten begab ich mich im vierten Jahr nach meinem ersten Besuch wieder auf den Weg nach Bengalen.

Ich kam in letzter Stunde. Der Dschungel war unverändert, aber man glaubte, daß jetzt nur noch höchstens zwei Dutzend Panzernashörner — eher weniger — in sämtlichen Dschungeln Bengalens vorhanden seien. Sicheres wußte niemand, denn wer mochte sich wohl vermessen auszuziehen, um sie zu zählen? Hingegen hatte man in drei Jahren achtundzwanzig Skelette der getöteten Riesentiere im Dschungel gezählt, wo sie aus dem Hinterhalt niedergeschossen worden und liegengeblieben waren, um zu verwesen, während die Marodeure mit den abgeschlagenen Hörnern das Weite

gesucht hatten. Das hochverdiente Mitglied der bengalischen Regierung in Kalkutta, the Hon'ble Alhadj Sir Abdelkerim Ghuznavi, Kt, hatte die Frage nach einem besonderen Schutzgesetz für die letzten Rhinocerosse in Bengalen aufgeworfen, einem Gesetz, das er inzwischen unter dem Titel „The Bengal Rhinoceros Preservation Bill 1932“ durchgesetzt hat. Es brachte ihm viel einfältigen Spott von seiten einer verständnislosen Opposition ein. Es wird ihm die Dankbarkeit der ganzen zivilisierten Nachwelt einbringen.

Konnte aber, jetzt in der zwölften Stunde, ein Gesetz allein Hilfe bringen? Der Forstabteilung der Regierung fehlten die Mittel, um die Kosten für den bewaffneten Schutz der Dschungeln, in denen die letzten Panzernashörner noch lebten, zu bestreiten. Und unbewaffneter Schutz nützte nichts. Denn während die Bank von England das Gold „abschaffte“, war der Goldwert der „echten Hörner des indischen Einhorns“ in China so phantastisch gestiegen, daß schon der Verkäufer erster Hand gegen dreitausend Rupien — etwa viertausendfünfhundert Mark — für ein einziges Horn erhielt. Wer sich ein solches Horn verschaffte, war für indische Begriffe zeitlebens ein wohlhabender Mann. Ist es da zu verwundern, daß er bereit war jeden niederzuschießen, der ihn an einem so löblichen Tun hindern wollte? In Assam hatte die Regierung Truppen in den Dschungel schicken müssen, um die übriggebliebenen Nashörner gegen die Räuberbanden zu schützen, mit denen sie wie gegen Aufständische Krieg führte. Hier stand ein Kampf auf Leben und Tod

bevor. Mr. Shebbeare gebührte der Ruhm, die letzten Nashörner Bengalens noch gerettet zu haben. Doch für wie lange?

Er gab mir fünf Elefanten zur Hilfe und seinen Segen, auf daß es mir gelingen möchte, die ersten Bilder der Riesentiere aufzunehmen. Denn gelang es uns jetzt nicht, Material für eine Weltpropaganda zum Schutze des Einhorns zu beschaffen, dann würde dem Britischen Reich bald nur noch das Einhorn bleiben, das sich in seinem Wappen bäumt.



VIERTES KAPITEL

Der Torsafluß stürzt durch eines der engen Täler in Bhutan vom Himalaja herab, braust über die Hänge Bengalens zwischen Kaltschini und Madarihat und weiter durch das indische Reich Kutsch-Bihar, um sich schließlich in die Arme eines größeren Bruders zu werfen. Wer auf einer gewöhnlichen Landkarte nachsieht, findet ihn unter anderen kleinen namenlosen Flüssen in dem breiten Winkel zwischen dem Ganges und dem Brahmaputra.

Zur Regenzeit wird er ein dröhnender mächtiger Strom, der Menschen und Vieh ertränkt und ständig droht, sich neue Bahnen durch den Dschungel zu brechen. Wenn aber der Monsun vorüber ist und der Winter die Gletscherwasser unter den Eiszinnen des Himalaja gefrieren läßt, sinkt er zu einem Netz von murmelnden blauklaren Rinnsalen herab, die sich durch ein kilometerbreites, ausgetrocknetes Bett von Kieselsteinen und weißem Sand ihre Wege suchen. Auf diesem Sand steht dann eines Tages in gewundenen Fährten zu lesen, daß die Einhörner aus dem Dschungel des östlichen Ufers die am westlichen besuchen und umgekehrt. Denn zu beiden Seiten dieses Flusses breitet sich der berühmte Dschungel aus, den zu durchschreiten sogar die wilden Elefanten gern vermeiden, weil sie die Nähe des gepanzerten Riesen fürchten. Nur die schwarzen wilden Büffel und der Gaur, der gewaltige Auerochse Indiens, wandern sorglos auf den Pfaden der Nashörner im hohen Grase und

suhlen sich im nämlichen Schlamm. Und auf ihren Fährten, besonders wenn sie Kälber bei sich haben, schleicht ihr Todfeind, der grimmige gestreifte Büffeltöter selber.

Ein Arm des Flusses läuft an unserem Lager gerade so nah vorbei, daß es am Tage tunlich ist, dort Wasser zu holen, doch untunlich abends, des Tigers wegen. Kallan, mein kluger indischer Diener, pflegt dann in die Zelttür zu treten und mich vielsagend anzusehen; aber nicht etwa, um selbst nach Wasser auszugehen. O nein, dazu hat er einen Eingeborenen aus dem Himalaja angestellt, der seiner Meinung nach von niedrigerer Kaste ist. Der steht mit einem Eimer in jeder Hand daneben. Und dann nehme ich eine elektrische Lampe in die Hand und das Paradoxgewehr unter den Arm und gehe mit. Das ist die natürlichste Sache von der Welt. Es fällt keinem von uns ein, sich über die Tigerin zu ärgern oder ihr nach dem Leben zu trachten; denn erstens ist sie eine Dame von schönem Äußeren, zweitens das Ziel meiner Kamera, und drittens ist sie, soweit ich nach meinen Begegnungen mit ihr urteilen kann, ein zurückhaltendes Wesen, das nicht daran denkt, uns wildfremde Kerle anzutasten. Man weiß natürlich nie, was so einem Femininum im Dunkeln einfallen kann, aber neulich, als sie meinem schwedischen Gehilfen Larson begegnete, benahm sie sich ganz „ladylike“. Ich hatte ihn ausgeschickt, um auf einem Weg, der aufwärts durch den Dschungel führte, einigen Fährten nachzugehen. Als Lebensversicherung trug er wie immer meine alte Rigbybüchse bei sich, die er übrigens, laut strengem Befehl, nur im Notfall

benutzen darf. Es war mitten am Vormittag. Da traf er auf die Tigerin, die von der anderen Seite durch den lichten Dschungel daherkam, keine dreißig Schritt vom Wege.

Beide blieben stehen und beobachteten einander. Larson entsicherte die Büchse und wartete, ob die Tigerin so freundlich sein und weitergehen würde. Als aber die Minuten — etwas langsam, wie man sich denken kann — verstrichen und ihn die gelben Augen dauernd anstarrten, hielt er es für besser, in seiner Richtung weiterzugehen. Natürlich drehte er sich ein paarmal um. Das hätten wir wohl auch getan. Und als er sich — so erzählte er —, nachdem er ungefähr fünfzig Meter weit gekommen war, umwandte, sah er, wie die Tigerin den Kopf durch das Gras am Wegrand steckte, um zu beobachten, wo er hinginge.

Larson ist zehn Jahre in Amerika gewesen. Um so mehr gereicht es ihm zur Ehre, daß er sich nicht nach amerikanischem Muster in Lebensgefahr glaubte und auf das brave Tier schoß und mir damit die Aussicht verdarb, dieses Bild von Ihrer Majestät aufzunehmen, wie sie in ihrer friedlichen Weise um das Lager schleicht, um zu sehen, ob sich nicht einer meiner Büffel losgerissen habe, den sie beschlagnahmen könnte. Sie pflegt jeden zweiten oder dritten Abend zwischen neun und zehn Uhr zu kommen. Die Elefanten und ihre Mahaute und Leibdiener haben ihren Lagerplatz kaum zweihundert Meter von meinem Zelt gewählt, wo mehr Schatten im Dschungel ist, und wenn der Wind in ihrer Richtung weht, tönt von dort unfehlbar ein plötzlicher wütender Trompeten-



„Ihre Majestät“



Im Elefantenlager

stoß als Signal; denn dann hat einer der alten Elefanten gewittert, daß der Tiger zwischen uns im Dunkel durch den Dschungel geht. Darauf folgt ein oft wiederholter, dumpf trommelnder Laut, mit dem die Elefant, die das Kalb bei sich hat, das Kind vor dem unsichtbaren Feinde warnt. Dann wird es wieder still. Die Tigerin ist vorbeigegangen.

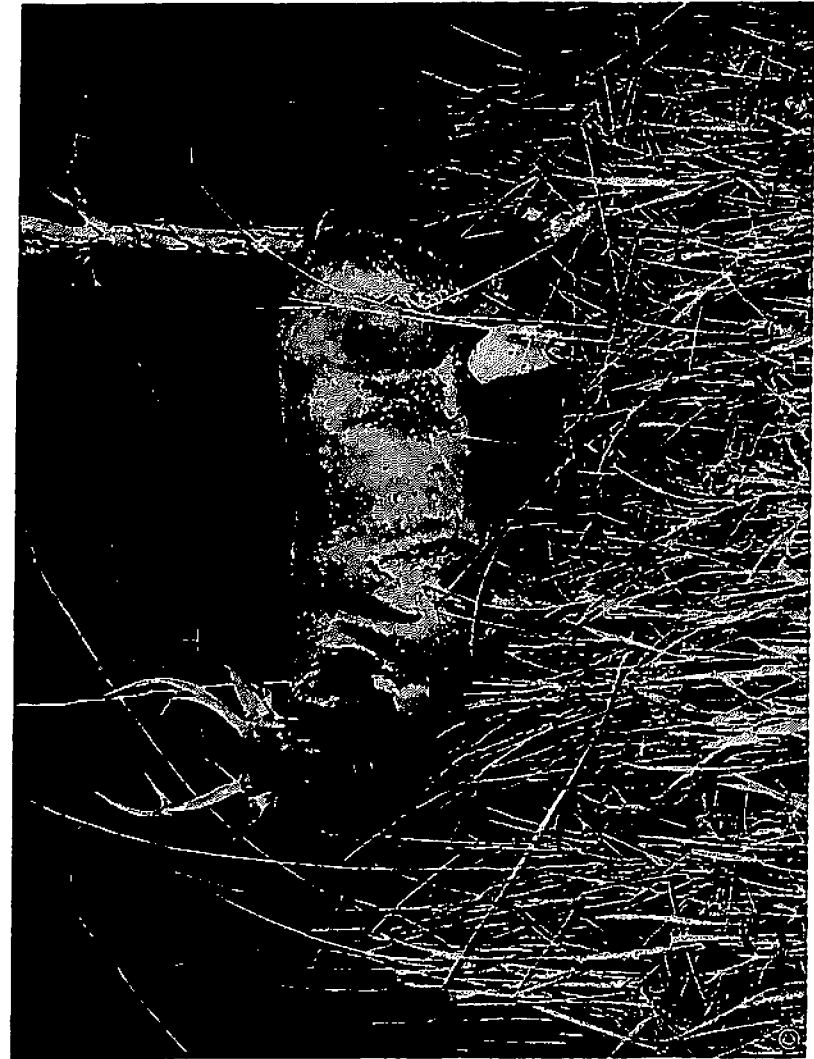
Neulich abend hatte sich wirklich einer meiner Büffel losgerissen und sich gerade um diese Zeit auf die Weide in den Dschungel begeben. Wir hörten ein Knacken in den Büschen, und in den Lichtkreis von Kallans Kochfeuer kam der arme Büffel gestürzt, so daß er über meine Zeltschnüren und alles, was sich im Wege fand, stolperte. Erst eine Sekunde darauf erklang das übliche Elefantensignal.

Einige der Inder versicherten natürlich, daß sie die Tigerin dicht hinter dem Büffel im Feuerschein gesehen hätten; aber das war nur die bei solchen Gelegenheiten übliche Aufregung. Denn am Morgen sahen wir ihre Fährte auf dem gewohnten Wechsel, wo die Tigerin an uns vorüberzukommen pflegte.

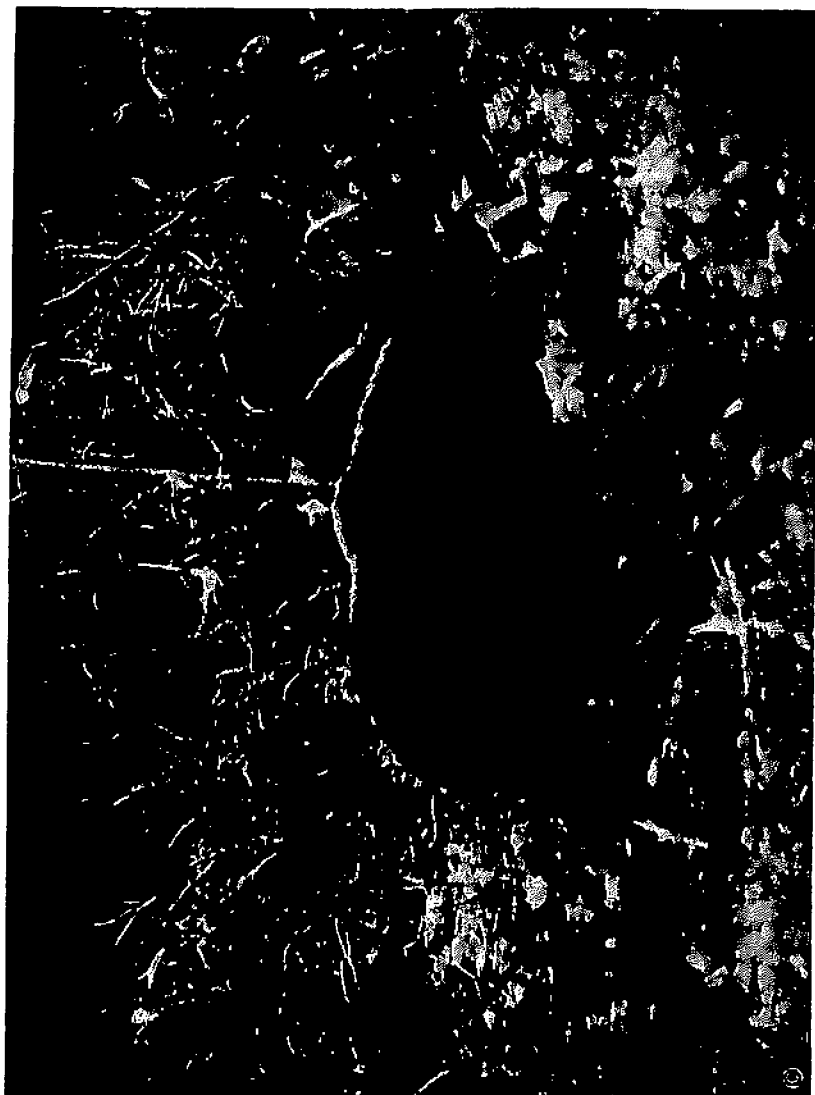
Sie ist ganz in ihrem Recht. Der Dschungel ringsherum ist ihre Heimat. Sie macht ihren gewöhnlichen Rundgang, um zu entdecken, ob kein Wildschwein unterwegs ist und nach Wurzeln wühlt, oder ob sich nicht ein unvorsichtiger Sambarhirsch auf dem Weg zur Tränke befindet. Den beiden stellt sie nach, und ihrer gibt's hier genug. Es ist merkwürdig, daß sie alle die Jahre am Leben geblieben ist, wo weiße Männer durch den Dschungel gezogen sind, um Tiger zu schießen. Aber niemand hat sich wohl Zeit genommen heraus-

zufinden, wie regelmäßig sie kommt und geht. Man braucht Zeit, um ein Stück Dschungel und die Gepflogenheiten seiner Bewohner kennenzulernen. Und fängt man erst an zu schießen und Spektakel zu machen, so erfährt man gar nichts. Die Tiger verschwinden nur für einige Zeit und kommen zurück, wenn der Lärm vorüber ist. Denn sie hören alles, was geschieht, und verstehen es viel schneller, als wir ahnen.

Ich frage mich oft, was diese Dame von uns denkt. Denn so gewiß der Tiger die klügste aller Katzen ist, so gewiß macht sie sich ihre Gedanken. Ich glaube, daß sie neugierig ist und ein wenig geniert. Wenn nicht die Fährte etwa einmal in der Woche zeigte, daß ein alter männlicher Tiger von schlechtem Ruf von der anderen Seite des Torsaflusses herübergekommen ist, um sie zu besuchen, so würde ich mir nicht die Mühe machen beim Wasserholen mitzugehen. Mit seinem schlechten Ruf ist durchaus nicht gemeint, daß er eine unpassende Gesellschaft für sie wäre. Im Gegenteil. Ich glaube, sie mag ihn gern, denn ihre Fährten laufen lange Strecken hintereinander her. Aber er hat zufällig vor einiger Zeit einen bengalischen Herrn ums Leben gebracht, und seitdem ist von der Regierung eine hohe Belohnung auf seinen Kopf gesetzt. Man darf ihm nicht über den Weg trauen. Er wird abwechselnd „der große Tiger von Bhutan“ und „der Mörder von Madarihat“ genannt. Madarihat ist ein größeres Dorf am Rande des Dschungels, am westlichen Ufer des Torsaflusses, nach der bhutanischen Grenze hinauf. Und die Leute hier glauben gern, daß besonders große und gefährliche Tiger von



Der Sambarhirsch



Das Wildschwein im Dschungel

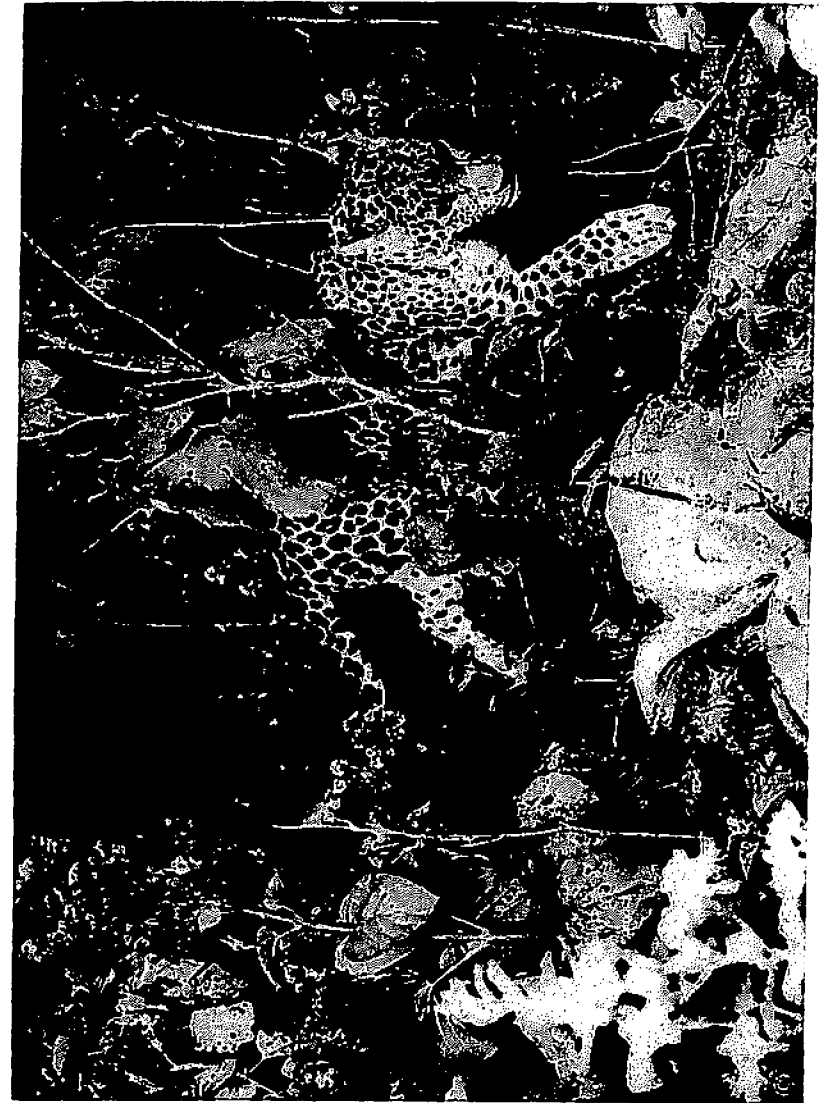
den Bergen in das verbotene Land herabkommen, wo vielerlei böse Geister ihren Wohnsitz in den wilden Tieren genommen haben, und daß die Tiger vom Teufel besessen sind. Wie ein Blutsauger bin ich mit der Kamera hinter diesem großen Tiger her gewesen und deshalb oft vor ihm gewarnt worden.

Er ist nie dort, wo man ihn erwartet, und doch überall im Wege. Er ist ja auch jetzt im Wege, wo ich hier sitze, um den Dschungel des Einhorn zu beschreiben, und nicht um diesen Tiger herumkomme, der eigentlich in ein anderes Buch gehört. So ist es, wenn man, wie wir, einen Tiger als Hüter des Lagers hat statt einen Hund. Wir hatten einen. Wo er herkam, weiß niemand. Er war eines Tages da und schnüffelte um das Zelt. Er grinste, als wir mit ihm redeten. Wir betrachteten ihn mit Vorsicht, denn herrenlose Hunde in Indien können Tollwut haben. Er hätte sich gut mit dem Tiger in die Wache teilen können, ich meine mit der Tigerin, die jede zweite Nacht vorbeikommt. Es wäre ihr nie eingefallen, ihm etwas Böses zu tun, und er schwieg hübsch, wenn sie vorüberging. Aber ein anderer mischte sich ein. Mitten in der Nacht hörten wir einen Schrei und wußten gleich, was geschehen war. Der Panther vom Dorfe war im Lager gewesen und hatte den armen Hund mitgenommen.

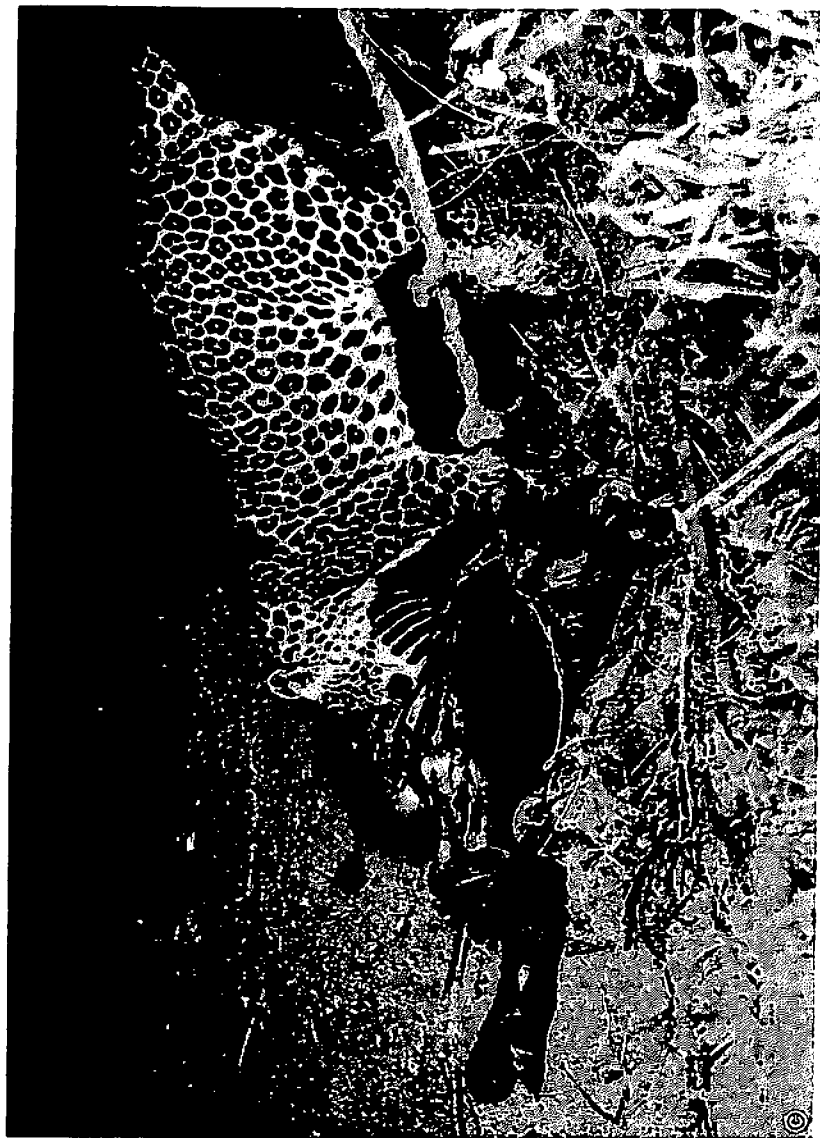
Warum sage ich „der Panther vom Dorfe“? So, nun muß ich auch von diesem bösen Panther erzählen, ehe wir uns an das Einhorn machen können. Dieser Dschungel ist ja auch so voller Raubtiere, daß man nie auf der Fährte eines Tieres gehen kann, ohne auf ein anderes zu stoßen.

Das nächste bengalische Dorf schiebt von Süden einen Keil bebauten Landes zu unserem Lager am östlichen Ufer des Torsaflusses hinauf. Die letzten, jetzt trockenen Reisfelder liegen bloß einige Minuten Wegs von uns entfernt, doch die Dörfer sind so weit fort, daß wir nur an stillen Abenden den Lärm hören, wenn die Leute plötzlich schreien, um den Panther vom Vieh wegzujagen. Aber der Panther wohnt doch wohl nicht im Dorfe? Nein, nicht ganz, doch er muß sich, wie die meisten Panther im oberen Bengalen, am Außenrande des Dschungels in nächster Nähe der bebauten Felder aufhalten, wo Ziegen und Rinder weiden. Von hier aus macht er seine Ausfälle und schleppt seine Beute bis hinter den Dschungelsaum, wenn er das fertig kriegt. Aber gerade nur bis hinter den Saum. Er hat einen guten Grund, dort zu bleiben, wenigstens solange er weiß, daß der Tiger zu Hause ist. Ich meine wieder sie, unsere treue Wächterin. Denn wenn sie den Panther erblickt und er in seiner Unverfrorenheit etwas zu lange bei einer Beute stehenbleibt, bei seiner oder bei ihrer, die er vielleicht gefunden hat, so erhebt sich für eine halbe Minute eine höllische Katzenmusik, und dann ist da kein Panther mehr, bis ein anderer kommt und die Geschäfte des Aufgefressenen weiterführt.

Hier gibt es noch einen anderen Panther, einen viel größeren. Wo der wohnt, wissen wir nicht. Er kommt zuweilen herbei, und seine Fährte kreuzt oft die Fährte unserer gestreiften Freundin. Offenbar hat er keine Angst vor ihr. Sieht man eine Pantherspur mitten in einem Dschungel, wo der Tiger



Der kleine böse „Panther vom Dorfe“



Der alte starke Panther vom Dschungel

sich aufhält, so stammt sie fast immer von einem solchen alten Kraftkerl von Panther, der sich stark genug fühlt, der gestreiften Übermacht zu trotzen. Das tut der kleine Bösewicht vom Dorfe nicht.

Eines Tages wollte ich nach altehrlicher heidnischer Sitte unserer eigenen Tigerin ein Opfer bringen und ließ daher einen jungen Stier ganz nahe beim Lager im Dschungel anpflocken, wo wir sie am Abend erwarteten. Den Opfergedanken verband ich mit der hinterlistigen Absicht, mich nachher mit einer Kamera dorthin zu setzen, um ein Bild von Ihrer Majestät zu erhalten, wenn sie zur Beute zurückkehrte. Aber sie kam diese Nacht nicht vorüber. Statt dessen erschien der kleine Panther vom Dorfe und schlug den Stier. Feine Arbeit hatte er geleistet. Tatzengriff über dem Vorderbug und durchbissene Kehle! Nicht einen Ton von einem Kampf hatten wir an dem stillen Abend bis zum Lager gehört. Vielleicht aber die Elefanten. Die hören alles. Doch sie pflegen bei solchem Kleinzeug wie Panthern kein Signal zu geben.

Am Nachmittag ging ich hin und machte ein paar Kameras zurecht, um den Panther am Abend zu erwarten. Ein Panther pflegt schon eine Stunde vor Sonnenuntergang zurückzukommen. Während ich arbeitete, steckte der Bursche zweimal einen Büchschuß von uns entfernt im Dickicht und guckte. Es war, als wollte er untersuchen, was wir dort taten. Nachträglich glaube ich, der Panther hat zeitiger zu seiner Beute finden wollen. Er wußte nämlich etwas, was wir

nicht wußten. Denn nachher kam er gar nicht. Ich mußte unverrichteter Sache heimkehren. Um neun Uhr wußten wir warum. Da ertönte der übliche Trompetenstoß von den Elefanten. Die Tigerin strich am Lager vorüber. Als wir am nächsten Morgen die Beute untersuchten, führten Tigerfährten in einem Kreis rings um den toten Stier. Sie hatte ihn nicht berührt. Sie hatte nur inspiziert. Aber der Panther hatte Kenntnis von allem gehabt und sich wohl gehütet hinzugehen.

Hatte er wohl Witterung von der Tigerin gehabt? Nein, der Panther kann schlecht wittern, fast gar nicht. Aber er hatte gelauscht. Und er weiß, was zu seinem Frieden dient. Darum geht er dem Tiger viel vorsichtiger aus dem Wege als den Menschen. Die meisten von ihnen sind einer großen Katze doch völlig ungefährlich. Das weiß die gefleckte Kanaille recht gut. Nicht genug damit, daß der Panther die Kälber und Ziegen der armen Leute vor ihren Augen von der Weide holt. Wenn sich jemand der Stelle nähert, wo er seinen Raub ins Gebüsch geschleppt hat, so fällt er, oder richtiger gesagt sie, ihn auch an, denn ich bin sicher, daß es ein Weibchen ist. Das sieht man an der kleinen Fährte. Und es ist im übrigen fast immer das Pantherweibchen, das unverwundet Menschen anfällt. Aber man pflegt nun einmal „er“ vom Panther zu sagen.

Eines Abends kam ein weinender Junge ins Lager gelaufen und bat mich, ich möchte kommen und den Panther totschießen, der eine Frau dicht vor den Häusern des Dorfes verletzt hatte. Er hatte in einem kleinen Dschungelstück mitten

zwischen den Feldern gelegen und sich auf die Frau gestürzt, als sie vorbei gegangen war. Dort sei er noch. Wenn der Junge nur eine Stunde früher erschienen wäre, hätten wir Zeit gehabt, mit den Elefanten hinzureiten, den Gefleckten aufzustöbern und kurzen Prozeß mit ihm zu machen. Aber es dunkelte schon, und so war es für diesen Tag zu spät. Der Junge bekam eine Dosis Mianin und ein Paket gereinigte Watte mit dem Auftrag, das Mittel in gekochtem Wasser aufzulösen und die Wunden mit der Lösung zu waschen. Die Risse von Panthertatzen geben oft eine entsetzliche Blutvergiftung. Am Morgen wollte ich hingehen, um der Verletzten eine Einspritzung von Streptokokkenserum zu machen. Aber der Junge kam vorher zurück und sagte, der Priester habe der Frau verboten, von der Lösung zu trinken. Da wußte ich Bescheid. Es hatte keinen Zweck hinzugehen, um zu helfen. Der Priester würde auch das verbieten. Es ging hier um sein „Geschäft“, und er witterte einen Konkurrenten.

Wie verschieden ist doch die Gefahr, die dem Menschen in Indien von den wilden Tieren tatsächlich droht, von der Vorstellung, die das Abendland davon hat. Man meint häufig, daß der Tiger das große Raubtier sei, das in Indien die meisten Menschen verstümmelt und tötet. Und nach ihm hält man den Panther für das schlimmste. Es ist umgekehrt. Der Tiger, das wohl für den Menschen gefährlichste aller großen Raubtiere, kommt ihm nicht so oft in den Weg wie der verwegene und viel zahlreichere Panther. Die meisten „Unglücksfälle“ mit den großen Katzen ereignen sich, wenn

ein Hirt hinstürzen will, um sein Vieh gegen einen plötzlichen Angriff zu verteidigen. Danach sind es oft arme Leute, die im Dschungel Reisig oder Kräuter und Früchte zum Essen suchen und unvermutet einmal auf einen Panther, einmal auf einen Tiger stoßen, der gerade bei seiner Beute ist oder Junge führt. Dann ist das Unglück schnell geschehen. Auch dies kommt häufiger mit dem Panther vor, vor allem, weil er sich mehr in bebauten Gegenden aufhält als sein größerer Verwandter. Aber das Raubtier, das in Indien mehr Menschen verstümmelt und tötet als diese beiden zusammen, ist der schwarze Bär, den die Eingeborenen mit Recht mehr als irgendein anderes Tier im Dschungel fürchten.

Der große schwarze Bär Indiens, „the slothbear“, benimmt sich eigentlich durchaus nicht wie ein Raubtier. Er lebt meistens von Ameisen und Wurzeln und wilden Früchten. Aber er hat einen seltsamen Charakter und eine furchtbare Waffe in seinen Branten. Im oberen Burma habe ich wiederholt Männer in dem gleichen Dorf getroffen, die von der entsetzlichen Umarmung des Bären tiefe Risse am Kopf und zuweilen über den ganzen Körper hatten. Mit denselben Narben sind mir Leute auf Ceylon und in den Dschungelgegenden von Südindien begegnet, und sie alle erzählen ungefähr die nämliche Schreckensgeschichte.

Sie sind auf einem Pfad durch den Dschungel gegangen. Dort haben sie sich unvermutet Auge in Auge dem Schwarzen gegenüber befunden, der von der anderen Richtung herangetrottet kam.

Ein Panther in der gleichen Lage hätte die Schritte rechtzeitig gehört und sich ins Gebüsch geschlichen und versteckt, bis der Mann vorbei gewesen wäre. Ein Tiger wäre in vier von fünf Fällen umgekehrt oder ausgewichen. Im fünften Falle wäre er stehengeblieben und hätte den ihm begegnenden Mann angesehen, bis dieser davongelaufen wäre. Aber der Bär hat schwächere Sinne und einen anderen Charakter. Er hört nichts und sieht nichts, bis er ganz nahe ist. Er ist überrascht und glaubt sich in Gefahr. Er stürzt blind drauflos, richtet sich im letzten Augenblick auf, schlägt seinen vermeintlichen Gegner zu Boden und bearbeitet ihn mit Zähnen und Branten. Merkwürdigerweise scheint er es besonders auf den Kopf abgesehen zu haben, was sicher manchen Eingeborenen davor bewahrt hat, an edleren Teilen Schaden zu nehmen. Selten macht er ganze Arbeit. Seine Wut scheint ebenso schnell zu verrauchen, wie sie entfacht ist. Plötzlich läßt er sein Opfer los, als sei er auf andere Gedanken gekommen. Und ehe der Überfallene seinen Sinnen traut, läuft der Bär schon, wie vom bösen Gewissen gejagt, in wildester Hast durch den Dschungel davon, vor Schreck gellende Schreie ausstoßend.

So ist er, gefährlich in seinem einfältigen Wesen, wie er uns auf dem nächsten Bilde ansieht. Und gefährlich bleibt er, wie man die Sache auch dreht. Seine Kraft ist zum Entsetzen. Und es gibt, wenn er annimmt, keinen anderen zuverlässigen Schutz gegen ihn als die Büchse. Denn er verliert nicht sein Opfer zwischen den Bäumen, wie der Elefant; er rast nicht

vorbei und vergißt, hinter wem er her war, wie das Nashorn; er kehrt nicht in letzter Sekunde um, wie der Löwe oder der Tiger; und es hilft nichts, auf einen Baum zu klettern, denn er klettert selber wie ein Matrose.

Wie oft geschah es nicht, daß plötzlich schwere Schritte in dem dichten Dschungel neben mir knackten und ich die Kamera losließ und die Büchse ergriff, im Glauben, es sei der Schwarze, der da käme. Das war ja nur meine dumme Angst, zerrissen zu werden. Wer mutig ist, hat natürlich keine Angst!

Eines Abends, als ich nach Einbruch der Dunkelheit von der anderen Seite des Flusses heimkehrte, brannten mehr große Feuer als sonst um das Zelt, und der indische Dschungelwächter saß mit seiner alten Flinte auf der Treppe zu seinem Holzschuppen in Bereitschaft.

Kallan erzählte aufgeregt, daß zwei große schwarze Bären auf der kleinen Lichtung einen Tanz gehabt hätten. Er beschrieb, wie sie miteinander gerauft hatten. Aber der Dschungelwächter wußte es besser und erklärte das Geschehnis auf andere Weise. Ich verstand ihn nicht, und Kallan verdolmetschte etwas verächtlich und natürlich auf englisch: „He says, that they are going to marry. — Yes Sir!“

Die Kontrahenten waren verschwunden, als ich kam. Nach einer halben Stunde waren sie aber wieder da. Sie ließen sich zwar nicht mehr auf dem Zeltplatz blicken, doch wir konnten sie die halbe Nacht durch im Dschungel brummen und schnaufen hören. Der Dschungelwächter hatte recht gehabt. Es war Hochzeit.



Indiens großer schwarzer Bär



Mein Zelt im Dschungel und Lukra, der Elefantenjunge

So ist unser Lager. Wir haben Kessel und Kochtöpfe in Kallans Küche, die drei Wände aus Gras und eine ewig rauchende Petroleumlampe statt der vierten Wand hat. Wir haben ein Zelt zum Wohnen und einen Holzschuppen auf Beinen, wo die Termiten den Hausrat in unseren Kisten nicht kriegen können. Wir haben ein paar Bären auf der Hochzeitsreise, eine Tigerin, die sich einen Menschenfresser als Hausfreund hält, und einen Panther, der die Weiber im Dorf nicht in Frieden läßt.

So ist unser Lager in diesem Dschungel, wo mit seinem wundertätigen Horn das Einhorn geistert.

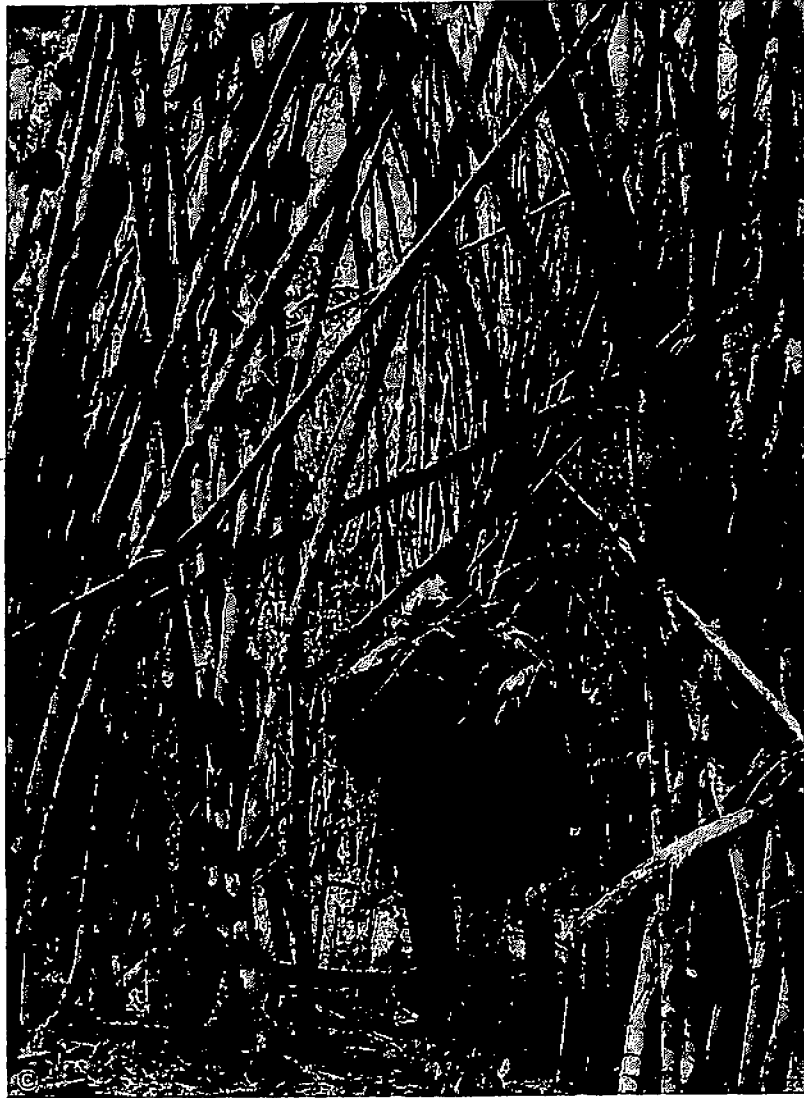
FUNFTES KAPITEL

Wäre mir nun nicht dieser junge Elefant eine so unschätzbare Hilfe gewesen, Buddha allein weiß, ob es mir je gelungen wäre, alle die Bilder von den wilden Tieren des Dschungels zu erwischen, die zu meinem eigenen Staunen die Seiten dieses Buches beleben. Denn wie ich vorhin bei dem Bericht über den „Schwarzen“ bekennen mußte, ist mir meine angeborene Scheu vor auffallend lebensgefährlichen Situationen oft im Wege, wenn es sich darum handelt, einen eingeschlummerten Tiger an der Nase zu kitzeln oder einem meditierenden Elefanten ein Autogramm auf das Bein zu schreiben oder andere solche Heldentaten zu vollbringen, von denen man voll Bewunderung in den Erzählungen wirklicher Großwildjäger liest. So etwas wäre ja auch von einem armen „Vogelphotographen“ zu viel verlangt.

Es ergab sich nämlich gleich, daß die Teile des bengalischen Dschungels, in denen sich die Panzernashörner am liebsten aufhielten und sich tagsüber verbargen, aus meilenweiten Urwäldern von hohem mächtigem Grase bestanden, so hoch, wie es sich über dem nebenstehenden Elefanten erhebt. Trat man in diese Grasmauern ein, so wußte man sofort, daß man sich, wenn ein Nashorn angesaut käme, nicht zwischen den langen Halmen verkriechen könnte, sondern unfehlbar über sie straucheln würde. Meine erste Begegnung mit diesem Gras verriet mir übrigens, daß ich es hier mit einem alten Bekannten zu tun hatte. Trockene Halme dieses Grases hatte



So hoch war das Gras.



Im Bambuswald

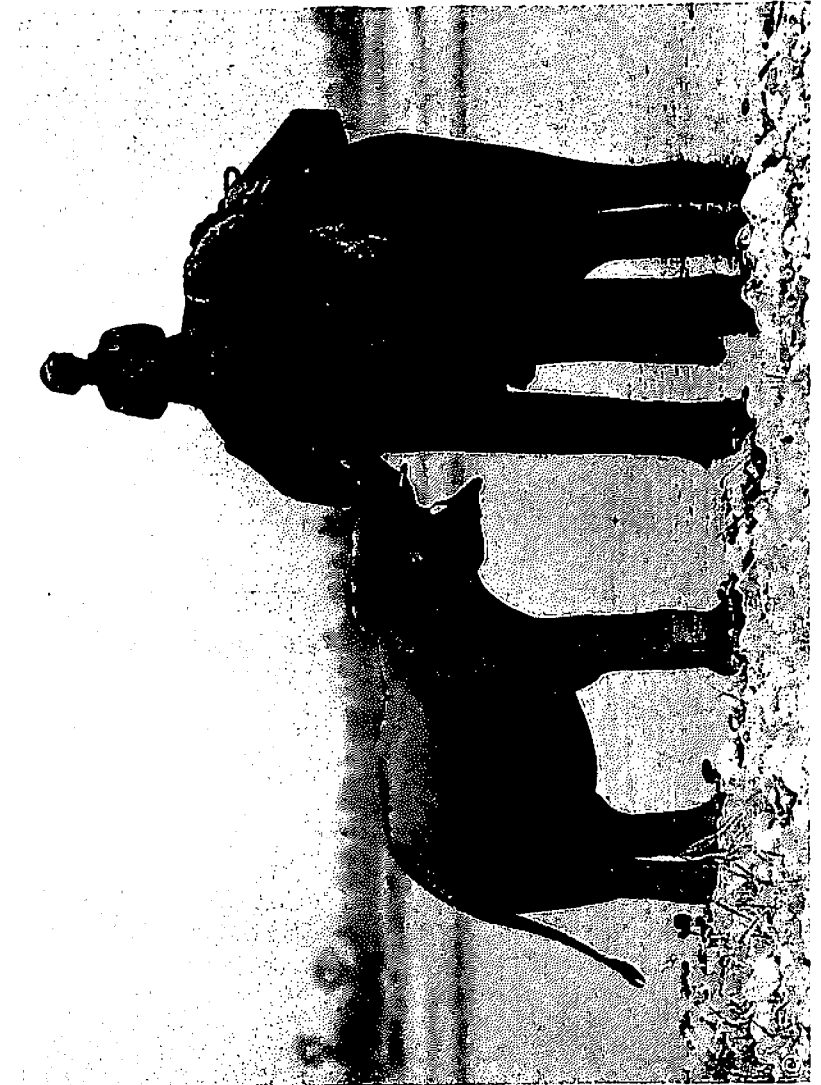
ich jahrelang zu Hause unter dem Namen „Bambusstöcke“ gekauft, um die Blütenstauden meines Gärtchens daran anzubinden. Bambus sieht ganz anders aus, wo er wächst. Das zeigt noch drastischer das andere Bild mit dem Elefanten im Bambuswald.

Nun gab es für einen Menschen keine Möglichkeit, zu Fuß kreuz und quer durch dieses Gras zu dringen. Wollte man vorwärts kommen, so mußte man entweder auf den Elefantenrücken hinauf oder sich dankbar der schmalen gewundenen Pfade, richtiger gesagt Tunnel, bedienen, die die Panzertiere auf ihren Streifzügen durch den Dschungel für sich selbst ausgetreten hatten. Auf ihnen konnte man einigermaßen vorwärts stapfen, wenn man sich auch daran gewöhnen mußte, den Nacken zu beugen, wo es zu niedrig wurde. Und das wurde es oft, weil die fingerdicken Grashalme wie spanisches Rohr federten und sich gleich wieder zusammenschlossen, wenn die Einhörner wie Unterseeboote durch das Grasmeer gefahren waren. Aber auf diesen Pfaden wanderten die Büffel und die Einhörner zum Wasser und vom Wasser zu den geheimsten Gemächern des Dschungels, wo sie am Tage ruhten. Und es war mir sofort klar, daß meine besten Chancen, Bilder von den Gewaltigen zu erhaschen, auf diesen heimlichen Pfaden lagen. Das Bedenkliche war nur: wenn man einem Biest in solch einem Engpaß begegnete, war es ungefähr dasselbe, wie durchgehenden Pferden in einer schmalen Gasse zu begegnen, nur mit dem Unterschied, daß es hier keine Torbogen gab, in die man flüchten konnte. Hätte

man dann wenigstens, wie die Helden des Films, im Notfall scharf schießen dürfen, wäre es nicht so schlimm gewesen. Denn wenn ich auch bezweifle, daß man selbst mit der schwersten Büchse, Glückstreffer ausgenommen, ein aus nächster Nähe angreifendes Panzernashorn unschädlich machen kann, so verleiht es doch ein Gefühl der Sicherheit, ein solches Geschütz als letzte Rettung in Händen zu haben. Aber hier galt noch mehr als bei meinem ersten Besuch vor drei Jahren, daß wir uns gegen Tiger und Panther und ihresgleichen gut und gern verteidigen durften, die Wildbüffel und Nashörner des bengalischen Dschungels hingegen heilige Tiere waren, auf die man nicht schoß, ehe einem die Knochen krachten.

Das alles klingt nachträglich wer weiß wie einfach. Als ich jedoch Tag für Tag, Woche um Woche auf den Pfaden der Elefanten umherschlich, zwangen diese mich oft zur Flucht und würden mich viele Male in Bedrängnis gebracht haben, wenn nicht der Elefantenjunge so treulich mitgekommen wäre.

Notabene begleitete er mich nicht in der löblichen Absicht, mir zu helfen. Er kam mit, weil er so von Neugier besessen war, daß er es ganz einfach nicht lassen konnte. Vielleicht auch deshalb, weil ich immer wieder der Versuchung erlag, eine Handvoll Zuckerstücke für Lukra in der Tasche zu haben. Lukra war der heidnische Name, den ihm der nepalesische Mahaut gegeben hatte. Es bedeutet auf englisch „little rogue“ und ist wohl am besten mit „kleiner Berserker“ zu übersetzen; ein Name, den er sich durch seine Vorliebe verdient hatte, dem, der ihm zu lange den Rücken zukehrte, einen



Lukra und seine Mutter



„Er setzte sich vor der Küche auf die Hinterbeine, um darzutun, daß er nur ungern ohne Bewirtung abziehen wollte.“

gehörigen Puff in den Hintern zu geben. Der Mahaut warnte mich wegen des Zuckers. „Sahib wird ihn nie wieder los“, erklärte er Kallan. Aber da war nichts zu machen. Kein Mensch, der etwas Herz für Kinder und Tiere hatte, konnte dem Schelm widerstehen.

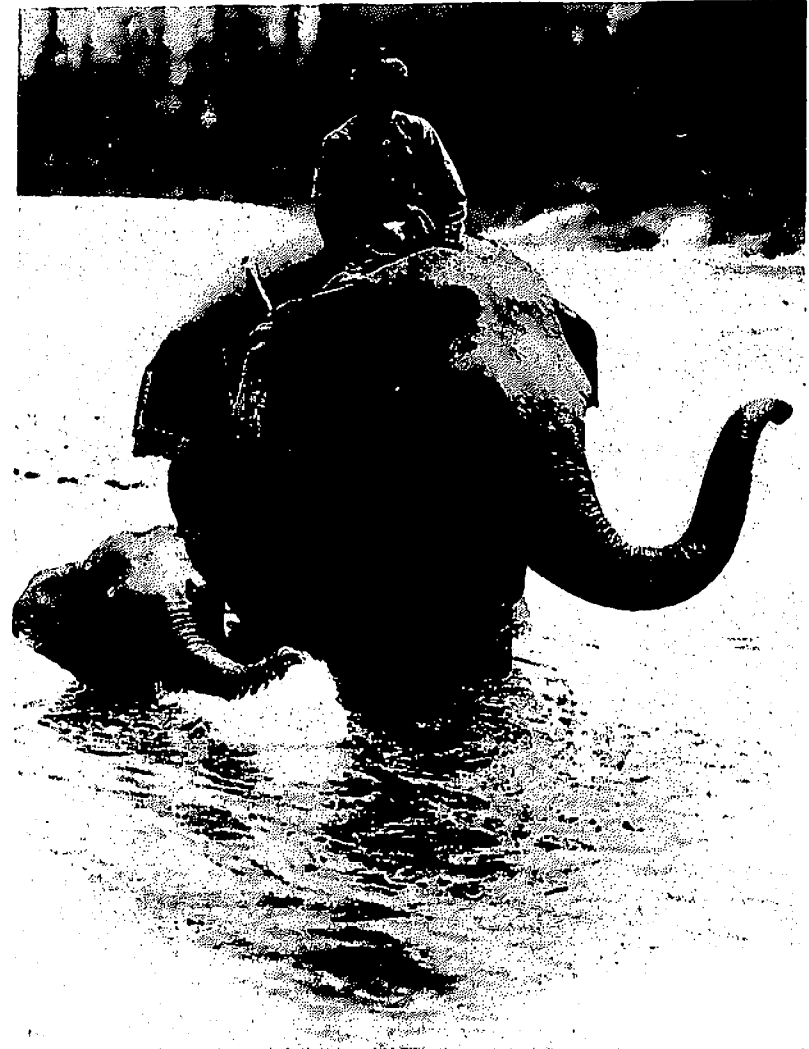
Er war kaum zwei Jahre alt und so auf alles Neue erpicht, wie ein junger Elefant in diesem Alter nur sein kann. Seine Umgebung war ihm zu ernsthaft und langweilig. Sie bestand außer Mahauten und Elefantendienern aus vier würdigen Damen, von denen die eine seine Mama und mein bester Reitelefant war. Sie hatte einen so verwickelten Namen, daß ich ihn nie behalten kann. Die drei anderen waren als seine Tanten zu betrachten, und ihre Namen waren malerisch genug. Aus der farbenreichen indischen Sprache übersetzt hieß die eine „Herrscherin des Glücks“, die zweite „O Perle aus Silber“, und die dritte, deren Schnelligkeit im Dschungel ein Phänomen war, trug den schönen Namen „Liebling des Windes“.

Keine der drei hatte einen Leibeserben bei sich, und deshalb war es für sie als Elefanten natürlich, daß sie alle gern Lukras Mutter sein wollten. Offenbar glaubten sie, daß sie es in Wirklichkeit seien. Sie waren seinetwegen aufeinander eifersüchtig. Sie bewachten und warnten ihn, wenn der Tiger kam. Und wenn eine von ihnen den Jungen allein mit sich in den Dschungel hineinlocken konnte, so war sie stolz auf die Eroberung.

Aber meistens führte er diese Tanten in der undankbarsten Weise an. Er ging gern ein Stück mit ihnen. Das war ja immerhin lustiger, als zu Hause zu bleiben. Jedenfalls bot

es ihm einen harmlosen Vorwand, vom Elefantenlager zum Zeltplatz mitzukommen, um nachzusehen, ob dort nicht ein Büschel Bananen bei der Küche hing, oder ob nicht einer von uns eine Handvoll Zuckerstücke übrig hatte. Gab es dann nichts, so begann er häufig die Zeltstöcke herauszureißen oder an dem Geländer, das zum Holzschuppen des Dschungelwächters hinaufführte, zu rütteln, bis jemand kam und ihm mit einem Stock drohte, worauf er sich widerstrebend zurückzog oder sich schließlich auf die Hinterbeine setzte, um darzutun, daß er nur ungern ohne Bewirtung abziehen wollte.

Unterdessen war der Reitelefant marschbereit und strebte dem Dschungel zu. Dann kam der Kleine sofort angelaufen. Zuweilen hatten wir einige Inder mit, die Ausrüstungsgegenstände auf den Schultern hinter uns her trugen, bis zu der Stelle, wo die Tagesarbeit beginnen sollte. Dann schnitt er ihnen häufig einzeln den Weg ab, um ein Lösegeld von ihnen zu erzwingen. Er bildete sich ein, jede Last müsse etwas enthalten, das für ihn zum Fressen sei. Bekam er nichts, so versuchte er den Herzlosen umzupuffen, bis jemand zu Hilfe eilte und ihn mit Prügeln bedrohte. Dann setzte er sich mit erhobenem Rüssel in Trab und ruhte nicht eher, als bis er die Spitze des Zuges vor dem Reitelefanten einnahm. Es sah aus, als ob er den ganzen Tag mitgehen wollte. Aber plötzlich blieb er stehen und blickte sich um, hob den Rüssel und witterte. Mitunter geschah es, daß er zur „Tante“ ging, um nachzusehen, ob sie das auch hätte, was er bei Muttern bekam. Dann schien es, als sei ihm blitzartig eingefallen, daß er



„Er folgt ihr durch dick und dünn.“



„Geht sie Bananenstämme für das Nachtfutter holen, so ist er dabei.“

etwas zu Hause im Lager vergessen habe, und mit erhobenem Ringelschwänzchen wie ein Ferkel jagte er, mit dem Rüssel nach einem wohlbekannten Geruch in der Luft tastend, davon, um seine Mutter zu finden.

Wenn aber die Mama selbst mit uns draußen war, ging er nie allein nach Haus. Einen Elefantenjungen im Dschungel von seiner Mutter zu trennen, kann nicht in Frage kommen. Er folgt ihr durch dick und dünn. Geht sie Bananenstämme für das Nachtfutter holen, so ist er dabei. Und mindestens einmal in der Stunde muß sie auf seinen Befehl stille stehen, um dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. Zwischendurch trollte er vor uns her, wie es ihm gefiel, und das schlimmste war, daß er das Tempo angab. Denn die Pfade des Dschungels sind schmal, und wenn er auf ihnen vorausging, wollte seine Mama sich nicht an ihm vorbeidrängen. Ihre Vorsicht, den Kleinen nicht zu treten — er war so groß wie ein junger Ochse — war rührend, brachte aber manchmal den Mahaut zur Verzweiflung. Er stieß zornige Worte in unchristlichen Sprachen aus, doch es half nichts. Lukra war an der Spitze, und dort blieb er, solange es ihm paßte.

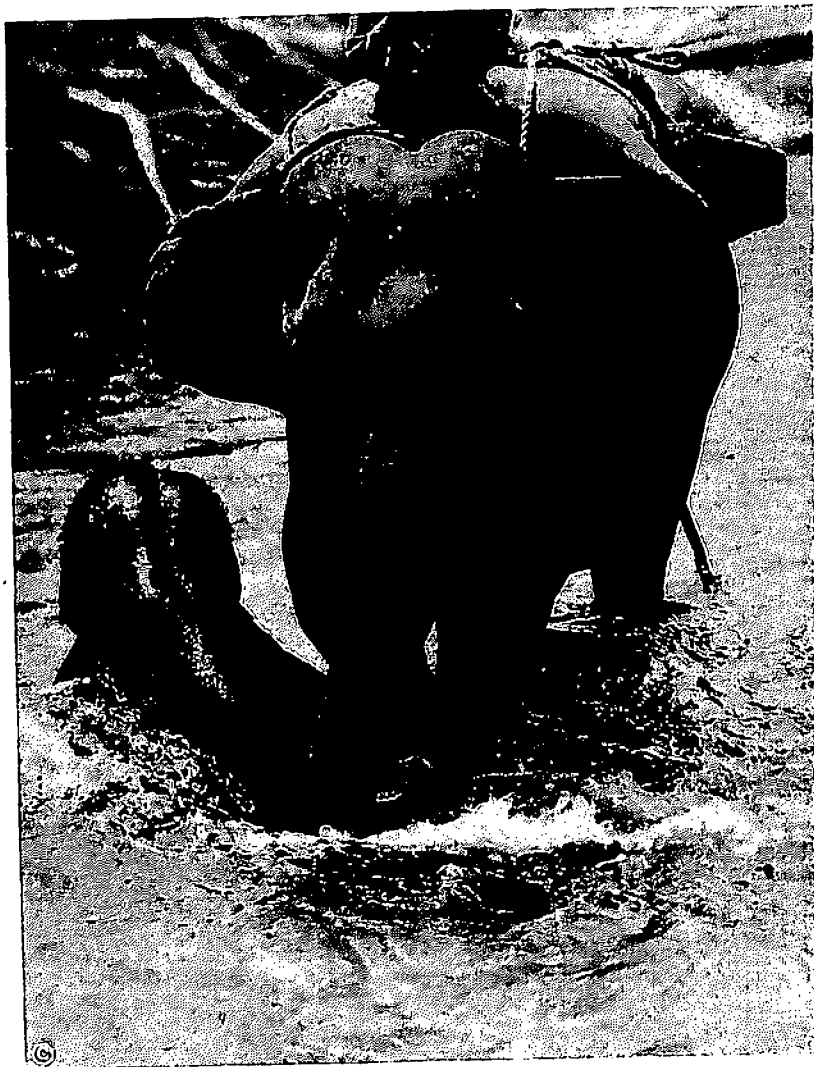
Eine Ausnahme gab es: Fand er etwas besonders Schmackhaftes unter den grünen Leckerbissen des Dschungels, blieb er stehen und stopfte so viel wie möglich in sich hinein. Wir konnten ruhig einen Vorsprung von ein paar Minuten gewinnen, wenn er uns nur im Auge behielt. Aber dann wurde ihm die Einsamkeit zuviel. Er riß von dem Grünen an sich, was er mit dem Rüssel fassen konnte, setzte uns nach und

rannte uns wie ein rücksichtsloser Autofahrer an. Wurde er müde, oder wurde ihm die Hitze zu drückend — und das wird sie leicht in Bengalen —, dann legte er sich ganz einfach auf dem Pfad vor uns hin und weigerte sich weiterzugehen. Er wußte sich besonders geschickt da hinzulegen, wo seine hohe Mutter nicht ohne Mühe vorbeikommen konnte. Da standen wir nun. Und zwangen wir ihn aufzustehen, so ersann er sich einen Schabernack. Im nächsten Bach, den wir überschreiten mußten — blieb er stehen, sog den Rüssel voll Schlamm und Wasser und spritzte die ganze Herrlichkeit erbarmungslos über uns aus. Der Mahaut schrie und drohte ihm in der gemeinsamen Mahauten- und Elefantensprache, aber darum kümmerte er sich keinen Deut. Er wühlte sich nur noch tiefer in den Schlamm und richtete seinen Rüssel gegen uns, mit einer Ladung nach der anderen. Er arbeitete wie eine Feuerspritze. Aber der Inhalt war wesentlich anders. Und doch vermochten wir nicht ernst zu bleiben, wenn wir uns den Schlamm aus den Augen trockneten und Larson die allgemeine Ansicht über Lukras Charakter mit den heimatlichen Worten ausdrückte: „Nichts als Narrenspossen.“

Seine Tyrannei und seine Einfälle verdarben uns manche kostbare Morgenstunde — kostbar, weil schon nach zehn Uhr die Hitze sowohl für die Elefanten als auch für uns zu stark wurde. Und doch — wenn der Senior der Mahaute abends an meiner Zelttür stand und fragte, welcher Elefant am nächsten Morgen gesattelt werden sollte, dachte ich immer zuerst an Lukras Mutter. Und das war meistens Lukras



„Er legte sich auf den Pfad vor uns hin und weigerte sich weiterzugehen.“



Sie hütet sich sehr auf den Kleinen zu treten.

wegen. Er war mein sicherster Schutz gegen das Einhorn. Es ist eine verwickelte Geschichte, die zu erzählen lange dauert, und es nahm leider noch längere Zeit in Anspruch, bis ich dahinterkam. Aber das war nicht Lukras Schuld, sondern meine, weil ich seine Finessen nicht gleich begriff.

Alle Elefanten in Indien, die das Einhorn kennen, scheinen es zu fürchten. Die wilden Elefanten Bengalens vermeiden es möglichst ganz, sich in die Gegenden zu begeben, wo die Panzertiere hausen. Diese Angst der Elefanten vor dem Einhorn ist schon von alters her so bekannt, daß im Text zu Albrecht Dürers berühmtem Holzschnitt davon die Rede ist. Man sollte meinen, ein solcher Herkules des Dschungels wie ein erwachsener Elefant brauchte vor keinem anderen Dschungelbewohner Furcht zu hegen. Anfangs glaubte ich auch, dies sei eine der üblichen Räubergeschichten, die man von gefährlichen Tieren zu erzählen pflegt. Aber es erwies sich als reine Wahrheit. Die trainiertesten Jagdelefanten, die ohne Zögern auf einen wütenden Tiger losgehen und ihn zu Tode trampeln, bleiben unter allen Anzeichen der Fluchtbereitschaft zaudernd stehen, wenn sie ein Einhorn wittern. Diese Angst ist beim Elefanten so intensiv, daß, wer auf einem Elefantenrücken sitzt, von ihr angesteckt wird. Wenigstens geht es mir so — und den Mahauten auch. Man begreift, daß dieses Schlachtschiff des Dschungels mit seiner gesammelten Kraft und seinem groben Hautpanzer von einem Elefanten kaum zu verwunden ist. Dagegen ist es mehrere Male auf den großen Jagden in Indien vorgekommen,

daß einem Reitelefanten der Bauch von der Waffe eines gereizten Einhorns aufgeschlitzt wurde und der Verletzte auf der Walstatt liegenblieb.

Lukra wußte aus Instinkt etwas davon, das merkte man, als wir das erstmal zusammen ein Einhorn trafen. Wir waren gegen Abend durch weite, für die Elefanten nicht zu dichte Dschungelstrecken geritten und schlugen nun den Weg über eine Lichtung ein, wo im frühen Winter das Gras abgebrannt war und neues Grün dicht aus dem kohlschwarzen Boden aufschöß. In der Asche zeigten sich Rhinozerosfährten. Es war eine der Stellen, an denen die Nashörner gern herausstraten, um nachts das junge Gras zu äsen.

Auf der Suche nach einem Platz, wo ich mich ein anderes Mal einigermaßen sicher hinsetzen und mit der Kamera auf sie warten konnte, folgten wir dem Rande des Grasdschungels, der, wo er zur Zeit des Brandes zu grün gewesen war, um Feuer zu fangen, noch wie eine Mauer stand. Plötzlich machte der Reitelefant halt. Ich schaute mich nach Lukra um, weil ich ihn für die Ursache hielt. Das war er auch, aber in anderer Weise, als ich erwartet hatte. Er war zurückgeblieben. Wenigstens zwanzig Schritte hinter uns stand er, unbeweglich wie eine Bildsäule, den Kopf auf die Dschungelwand gerichtet, an der wir eben entlang gegangen waren, die großen Ohren aufgespannt zum Lauschen, den Rüssel vorsichtig zum Wittern erhoben. Im selben Augenblick sah ich, daß das hohe Gras gerade vor ihm im Dschungel etwas stärker wogte, als der Abendwind es



Eine der Stellen, an denen die Nashörner gern herausstraten.



„Gera!“

zu bewegen vermochte. Der Mahaut flüsterte ein einziges Wort: „Gera.“

Aus diesem geflüsterten Wort, aus der Haltung des alten Elefanten, der ganz still lauschend dastand, sprach deutlicher als aus Rufen und Trompetenstößen, welches Mißtrauen und welche Furcht die Bewegung des Grases und der Windhauch von dort geweckt hatten.

Lange Sekunden war es, als atmete niemand von uns. Mein Blick suchte den kleinen Elefanten. Er stand noch immer wie am Boden festgewurzelt, wie gefesselt von diesem ihm so Neuen, das er nie gesehen, das er, soviel wir wußten, nie vorher gewittert hatte, das aber sein ganzes Wesen vor Spannung zittern ließ.

Woher ich weiß, daß er zitterte? Ja, das weiß ich, weil ich später so oft neben ihm stand, wenn er in gleicher Weise mit erhobenem Rüssel stehenblieb und mir dadurch rechtzeitig die Warnung zukommen ließ, die für uns beide gleich wichtig war.

In derselben Minute wurde unsere Spannung gelöst durch das Erscheinen eines eckigen gepanzerten Rückens, der langsam das Gras teilte, einen schweren behornten Kopf, der sich durch die Dschungelwand schob, und einen tiefen warnenden Trompetenton des alten Elefanten, der den Kleinen im Nu zu uns herbrachte. Da stand er wieder ebenso unbeweglich der fremden Erscheinung zugewandt, mit erschrockenen aber doch vor allem neugierigen Blicken dieses seltsame Tier verschlingend, vor dem Mutter ihn warnte und

vor dem eine Stimme in seinem Innern ihn vom ersten Windhauch an gewarnt hatte.

Das Einhorn bemerkte den Kleinen erst, als er die Flucht ergriff.

Es hob den Kopf und schnob, als wollte es wittern, aber der Wind kam aus seiner Richtung. Es war einen guten Steinwurf weit von uns entfernt, und seine kleinen Augen konnten nicht unterscheiden, was für große Tiere sich da bewegten. Elefanten waren ein ungewöhnlicher Anblick in seinem Dschungel. Wir Menschen aber waren zu klein, um neben ihnen gesehen zu werden. Vielleicht glaubte es, daß wir andere Nashörner seien, und wollte Bekanntschaft schließen. Mit erhobener Nase setzte es sich in Trab, gerade auf uns zu. Es machte ganz den Eindruck von einem Angriff.

Eingedenk meiner Verantwortung für die Elefanten der Regierung, wollte ich gerade den Mahaut warnen, damit er zur Seite ginge. Ob er schon selbst daran gedacht hatte, oder ob es der Elefantenmutter zuviel wurde, blieb mir verborgen. Aber ehe das Nashorn zehn Schritte gemacht hatte, schaukelten wir wie ein Schiff auf hoher See davon. Sie ging nicht durch, die gute Alte — Buddha bewahre uns! Auch das habe ich einmal erlebt, und es ist zehnmal schlimmer, als wenn ein Pferd durchgeht. Sie machte nur lange Beine wie ein kluger Elefant, der weiß, was es geschlagen hat. Während ich bemüht war, mich selbst und meine Kameras festzuhalten, deren Verwendung mir nun so spät am Tage nicht mehr möglich war, sah ich hinter uns den Verfolger haltmachen,

sobald er die Stelle erreichte, wo wir eben gestanden hatten. Er witterte auf dem Boden. Da gewahrte ich zu meinem Erstaunen, wie der Elefantenjunge, der neben uns hergetrabt war, ebenfalls stehenblieb, sich mit ausgespannten Ohren umdrehte und den Unbekannten fixierte. Er war zu neugierig, um zu widerstehen. Aber im selben Augenblick, wo uns das Nashorn wieder nachsetzte, nahm Lukra Reißaus. Doch diesmal war er so erschrocken, daß er an uns vorbeirannte. Er konnte, wenn es galt, ordentlich in Fahrt kommen.

Wie schön wäre es doch gewesen, ein Stück Film von der Quadrille aufzunehmen, wie wir über den abgesengten Boden dahinstampften, zuhinterst das Einhorn, dessen Neugier nun ernstlich geweckt war, ein Stück vor ihm der Reitelefant mit uns drei Männern auf dem Rücken und an der Spitze Lukra, der es trotz seinem Schrecken nicht lassen konnte, mit dem Rüssel über dem Kopf herumzufuchteln, um etwas mehr von diesem seltsamen Geruch aufzufangen, der hinter ihm aus dem Dschungel kam.

Wenn das Einhorn wirklich so schnell gelaufen wäre, wie es konnte, so hätte es uns einholen müssen. Und hätte es böse Absichten gehabt, würde es das auch getan haben. Es blieb aber immer wieder stehen, witterte mit der Schnauze in der Luft und lief dann ein Stück weiter, um wieder stehenzu bleiben und wieder zu wittern.

Welch gute Gelegenheit wäre es doch für einen Mann mit Phantasie gewesen, dies als drohende Lebensgefahr auszumalen: „Von einem rasenden Einhorn durch den Dschungel

gejagt! Im letzten Augenblick durch einen wohlgezielten Schuß gerettet!“ Und das ganze übliche amerikanische Lied. So wird es gemacht.

Nun hatte ich eine schrille Signalpfeife in der Tasche. Mit ein paar Fingern der linken Hand bekam ich sie zu fassen und piff, daß es durch den Dschungel in den stillen Abend gellte. Der Verfolger blieb stehen, als hätte er einen Kanonenschuß gehört. Wie lange er stehenblieb, weiß ich nicht, denn unser guter Reitelefant ließ sich nicht anhalten, bis wir durch den nächsten Streifen Dschungelgras hindurch waren und die abgebrannte Stelle hinter uns nicht mehr sehen konnten. Da erst verlangsamte er den Schritt und wandte sich um, um zu lauschen. Das taten wir auch. Und wen anders sahen wir da als Lukra, der weit hinter uns mit erhobenem Rüssel stehengeblieben war, um noch einen Hauch von dem merkwürdigen Geruch dieses unbekannten Tieres aufzufangen, das seinen Weg durch den Dschungel gekreuzt und seinen Sinn mit der Spannung des Abenteuers erfüllt hatte. — — —

Unsere Jagd nach dem Einhorn ging meistens so vor sich, daß wir uns bei Tagesgrauen auf dem Elefantenrücken das Flußbett hinauf begaben oder in einen entlegenen Teil des Dschungels, wo ich frische Fährten der Riesentiere zu finden vermutete. Wenn wir dann in die Nähe ihres Aufenthalts kamen oder unverhofft nächtliche Spuren kreuzten, die verheißungsvoll aussahen, ließ ich den Reitelefanten und unsere Träger an einem geeigneten Platz zu ihrem gegenseitigen Schutz zurück und folgte mit einem oder zwei Gehilfen zu

Fuß den Pfaden der wilden Tiere, um ihnen nachzuspüren. Machten wir uns so auf den Weg, geschah es immer wieder, daß der kleine Elefant wie ein großer Hund hinterherlief.

Wir wollten ihn durchaus nicht mithaben. Wenn wir nach langem Suchen eine Stelle fanden, wo wahrscheinlich eins der Einhörner oder ein Tiger seinen Wechsel hatte, wünschten wir ungestört und schnell zu arbeiten, um die scheuen Tiere nicht zu beunruhigen.

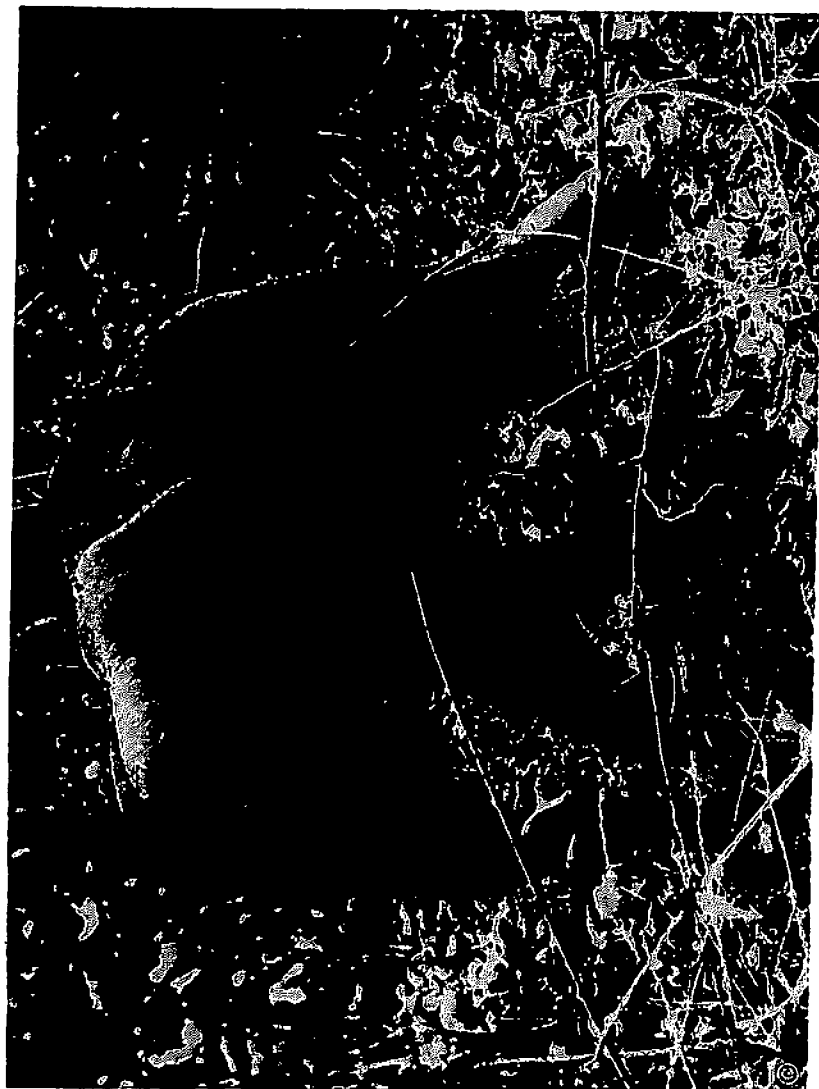
Zuweilen bauten wir ein sogenanntes „Matschán“, einen Hochstand aus Ästen, einige Meter hoch in einem Baum, in dem ich dann allein mit meinen Kameras die Nacht über auf einen Tiger oder ein Rhinozeros warten konnte. Wo ein solcher Versuch undurchführbar war, vor allem, wo der Dschungel nur aus Elefantengras und Gebüsch bestand, stellten wir meine Apparate so versteckt auf, wie wir nur konnten, und spannten elektrische Drähte durch die Umgebung. Ein Elefant paßte in diese Einrichtungen wie ein Ochs in einen Porzellanladen. Außerdem galt es, so wenig Lärm wie nur möglich zu machen, denn es geschah oft, daß die Wildtiere in Hörweite verborgen lagen. Lukra sorgte aber für Unterhaltung. Er sah sich meine elektrischen Kabel genau an. Mit diesen durfte er also nicht spielen. Da ging er hin und suchte sich ein, wie er wohl meinte, genau so schönes Kabel. Das war eine der zähen Lianen, die überall von den Bäumen herabhingen. Er drehte sein Kabel mit dem Rüssel hin und her, schlang es sich sorgfältig um die Hinterbeine und probierte mit seinem ganzen Gewicht, wer der Stärkere sei. Wir erwarteten jeden

Augenblick die Katastrophe. Aber die Liane hielt. Wir beruhigten uns, ich stellte die Handkamera hin und arbeitete weiter. Plötzlich war ein Prusten hinter mir. Nanu! — Da hatte der Kerl es fertiggebracht, sich so in seinem Seil zu verwickeln, daß er nicht mehr ein noch aus wußte. Er hing wie in einer Bauchbinde und strampelte mit den Beinen, um loszukommen. Natürlich mußten wir hin und ihn befreien. Wir wünschten ihn dahin, wo der Pfeffer wächst, was nicht gar so besonders weit war, da der Pfeffer neben uns im Dschungel wuchs. Doch Lukra wollte nicht gehen. Als er zwischen unseren Geräten herumtrampelte, ließ ich mich hinreißen, ihn mit einem Stock zu schlagen, hörte aber sofort damit auf. Er setzte sich nämlich einfach auf die Hinterbeine und sah mich so vorwurfsvoll an, daß ich nicht fortfahren mochte. Außerdem hätte es schon einer gehörigen Tracht Prügel bedurft, wenn es seiner Elefantenhaut mehr Eindruck machen sollte als ein Klaps auf die Backe. Schließlich gab ich es ganz auf ihn loszuwerden und ließ seine Neugierde Neugierde sein. Und da geschah es eines Tages, daß er mir meine Knochen rettete.

Wir waren an den Rand eines sumpfigen Dschungelstückes gegangen, wo sich einzelne große Bäume über das haushohe Gras erhoben. Dort hatten wir Spuren eines Einhorns entdeckt, das ein Koloß sein mußte. Seine Fährten waren um ein Viertel größer als alle anderen, die wir im Dschungel gesehen hatten. Wenn jemand ein großes Horn trug, so mußte er es sein. Hinter mir ging ein Nepalese, Radsch hieß er, ein Kerl, der weniger mit Angst belastet war als irgendein eingeborener



„Er probierte mit seinem ganzen Gewicht, wer der Stärkere sei.“



„Er hing wie in einer Bauchbinde.“

Mann, den ich in Indiens Wildmark getroffen habe. Gleich hinter uns kam der kleine Elefant.

Ein Stück in den Grasdschungel hinein standen die großen Spuren so dicht, daß hier offenbar einer von den täglichen Wechseln des Monstrums sein mußte. Es war kochend heiß in der Sonne, ich hatte meine Jacke und die Flinte an einen Baum gelegt, während ich auf den Fährten hin und her ging, um festzustellen, wo der Hauptwechsel sei. Mehrere Tage war ich nun zu Fuß auf den Pfaden des Einhorns gewandert, ohne mit einem zusammenzustoßen. Es begann mir zu dämmern, daß Mr. Shebbeare recht hatte mit seinen Befürchtungen, es seien nur noch ein oder zwei Dutzend von den ersehnten Tieren in ganz Bengalen zu finden. Wie man es beim Spüren zu tun pflegt, ging ich mit dem Blick auf dem Boden, sah aber einmal auf, um eine Fährte dem Radsch zu zeigen, mit dem ich übrigens keine fünfzehn Worte reden konnte. Er war nicht zu sehen. Dagegen stand der kleine Elefant ein paar Schritt von mir, mit erhobenem Rüssel in das dichtere Dschungelgras witternd. Ob ich da etwas knacken hörte, oder ob es nur Instinkt war, weiß ich nachträglich nicht mehr, aber eine plötzliche Eingebung zwang mich, einige lange Sätze zum nächsten großen Baum zu machen und mich hinter den Stamm zu werfen.

Da schoß etwas Dunkles wie ein großes Boot an mir und meinem Stamm vorbei. Es knackte von geknickten Bambushalmen. Der sumpfige Boden bebte. Ein Stoß gegen meinen Baum, das Vorbeifitzen eines langen Hornes auf dem Kopf

eines Ungeheuers und ein Körper, ungeschlacht wie der eines Elefanten. Dann war alles wieder verschwunden, ehe ich recht begreifen konnte, was sich zugetragen hätte, wenn ich der Präsident Roosevelt gewesen wäre und eine Büchse in der Hand gehabt hätte. Mit ihr kam gerade Radsch in höchster Kriegsbereitschaft angerannt. Er hatte schon etwas gesehen oder gehört, ehe ich ahnte, was im Anzug war. Und statt zu schreien, war er als flinker mutiger Kerl nach der Büchse gelaufen, um sie mir zu bringen. Hätte man im Dschungel nur immer solch einen Mann bei sich. Eifrig flüsternd und gestikulierend versuchte er zu erklären, was geschehen war; aber ich verstand ja sein Nepalesisch ebenso wenig wie er das meine.

So nah wie da bin ich nie einem Einhorn gewesen und werde es auch wohl nie wieder sein.

Wir hatten es zu eilig, uns auf und davon zu machen, um in dieser Minute daran zu denken, daß uns der Elefantenjunge wohl beide gewarnt hatte. Man kann nichts dafür, wenn man bei solchen Gelegenheiten einen Teil des seelischen Gleichgewichts verliert. Erst nachher ging es mir wie ein Licht auf, daß sich ja der kleine Elefant jetzt genau so benommen hatte wie damals, vor einigen Abenden, als er mit erhobenem Rüssel vor der Dschungelwand stehenblieb, aus der das Panzertier herauskam. Das gab mir einen Gedanken ein. Konnte man am Ende diesen Lukra ebenso auf Nashörner im Dschungel verwenden, wie man einen Hühnerhund zum „Vorstehen“ auf Birk- und Auerwild in den schwedischen Waldhängen verwandte?

SECHSTES KAPITEL

Von dem Tage an hatte ich immer einige Stückchen Zucker in der Tasche, wenn wir uns mit Lukra auf den Weg machten. Und diese Zuckerstückchen erwiesen sich als sehr gut angebracht. Denn sah der Dschungel auch noch so verdächtig aus, Lukra konnte doch nicht widerstehen: er mußte die Elefantenmutter verlassen und mir auf den Fersen folgen, solange er glaubte, daß noch Zucker da sei. Und solange er mit gesenktem Rüssel neben mir ging oder sich behaglich mit einem Grasbüschel wedelte, war ich sicher, daß kein Büffel oder Bär oder Rhinoceros sonderliche Aussicht hatte uns zu überraschen. Blieb Lukra dagegen plötzlich stehen und hob sein Riechwerkzeug witternd in das Gebüsch hinein, so war es für mich an der Zeit, hinter einen Baum zu gehen oder die Büchse in beide Hände zu nehmen. Man wolle gefälligst bedenken, daß es hier in diesem Dschungelgebiet von etwa zwanzig Kilometer Länge und acht bis neun Kilometer Breite von größeren Wildtieren, soweit ich ergründen konnte, außer einer unbestimmbaren Zahl Einhörner etwa ein Dutzend ziemlich ansässiger Tiger gab und ungefähr doppelt so viele Wasserbüffel, ein paar einzelgängerische Gaurstiere, vier bis fünf schwarze Bären und ebenso viele Panther, die erfahren genug waren, um der Nähe des Tigers zu trotzen. Was sich außerdem an „kleinen Dorfpanthern“ am Dschungelsaum um die Dörfer herum aufhielt, untersuchten wir nicht weiter, da sie uns selten in den Weg kamen. Ein

einsamer wilder Elefant spukte an der östlichen Grenze zu den großen Salwäldern. Von ihnen allen wußte Lukra nichts anderes, als was ihm der Instinkt eingab.

Den indischen Elefanten sind Wasserbüffel und schwarze Bären ungemütliche Tiere, denen sie am liebsten ausweichen. Wenn ein alter Jagdelefant einen Bären wittert, schlägt er mit dem Rüssel fest auf den Boden, zum Zeichen, daß ihm die Begegnung mißfällt. Dasselbe tut er zuweilen, wenn er in die Nähe des Büffels kommt. Wittert er dagegen einen Tiger, so gibt er Trompetensignale. Es ist eine Mischung von Furcht und Unwille und — bei dem alten Elefanten — sicher ein Bedürfnis zu warnen. Bei Lukra mischten sich diese ererbten Gefühle noch mit einem guten Teil jugendlicher Neugier. Ich bin überzeugt, daß ich allein an die Tiere dachte und er an den Zucker, wenn er mit mir in den Dschungel aufbrach. Kam aber ein zweifelhafter Windhauch oder der allerfeinste verdächtige Laut, dann war er empfindlich wie ein Seismograph.

Ebenso häufig wie man auf den Steppen Afrikas Großwild sieht, ebenso selten bekommt man es im indischen Dschungel zu sehen. Ein Dschungel in Indien kann buchstäblich voll wilder Tiere sein, und man kann den ganzen langen Morgen hindurch wandern, ohne etwas anderes vor Augen zu bekommen als einen fliehenden Hirsch, einen Schwarm Affen und die Tausende von Vögeln, die zwischen den Zweigen schweben. Für den jedoch, der „Nase“ wie ein Elefant hat, ist der dichteste Dschungel gewissermaßen wie ein durchsichtiges Glashaus. Wenn mich der kleine Elefant warnte,



Der wilde Elefant



Lukra wedelt sich die Fliegen fort.

bekam ich meistens nicht zu Gesicht, was er gehört oder gewittert hatte. Mancher Tiger und Panther schlich sich uns sicherlich auch aus dem Wege, ohne daß wir etwas merkten, wenn wir mit dem Wind kamen. Die Büffel jagten plötzlich wie eine Pferdeschar davon, wenn sie Witterung von mir und dem Elefanten hatten. Dasselbe taten die meisten Einhörner. In diesem Dschungel, wo Laub und trockene Halme unter den Schritten knisterten, war es hoffnungslos, sich mit einer Kamera an diese hellhörigen Tiere heranpirschen zu wollen. Aber zweimal geschah es, daß es einem Einhorn einfiel genauer zu ergründen, was da auf seiner Fährte käme. Einmal war es ein alter Bulle, der in all seiner Majestät aus dem Dickicht brach. Da stand der gepanzerte Riese und suchte uns mit seinen kleinen blinzelnden Augen. Er spielte mit den Faunohren wie ein Pferd. Der Staub seiner letzten schweren Schritte dampfte um den unbeschreiblich höckerigen Kopf, dessen gewaltiges Horn mir entgegendrohte. Auf das Knipsen der Kamera antwortete ein wütendes Schnauben wie aus einer überheizten Dampfmaschine, und im nächsten Augenblick stand nur noch eine Stauhölke über dem wehenden Grase, in dem das Ungeheuer verschwunden war. Ich wandte mich nach dem Elefanten um. Aber er war nicht da. Bei der jähren Flucht des Panzertieres hatte ich unter dem Knacken überhört, daß Lukra diesmal das Hasenpanier ergriffen hatte, weil er sich plötzlich erinnerte, daß die Elefantenmutter ein sichererer Schutz gegen solche Trolle war als alle menschlichen Versucher mit Zucker in der Tasche.

Nun brauchte ich eine Woche, um so auf dem Elefantenrücken und zu Fuß die wichtigsten Strecken der Einhornschungeln im Lande zwischen Bhutan und Kutsch-Bihar zu durchstreifen, ehe es mir möglich war, einen Begriff von der Lebensweise der Tiere zu bekommen.

Mein Eindruck von dieser ersten Rekognoszierung war, daß — falls das einzelne Panzernashorn nicht in jeder Nacht Dutzende von Kilometern wanderte — es hier erfreulicherweise nicht so wenige der kostbaren Tiere gab, wie ihr Beschützer fürchtete. Die gezählten Spuren deuteten darauf hin. Aber wie sollte ich meinen Glauben beweisen? Die Landschaft zu beiden Seiten des Torsaflußbettes besteht abwechselnd aus hohem Gradschungel, mit vereinzelt Bäumen vermischt, und Streifen von Dschungelgebüsch, von Schlingpflanzen überwuchert und mit einer so über die Maßen üppigen Untervegetation aus Kräutern und Blattgewächsen, daß die Reitelefanten Mühe hatten, sich dort Schritt für Schritt durchzuarbeiten. Selbstverständlich steht ein Mensch solchem Wachstum machtlos gegenüber. In diesem Dschungelgebüsch lagen die meisten Einhörner tagsüber in behaglichem Schatten versteckt, am liebsten in der Nähe einer sumpfigen Stelle, wo das Wasser die Umgebung kühlte. Im selben Dschungel hielten sich, wo es große schattige Bäume gab, auch die Gaurstiere am liebsten auf, während die Wasserbüffel die Stellen vorzogen, wo Sümpfe im hohen Grase verborgen waren.

Zwischen diesen gewaltigen Gebieten von haushohem Gras und schmalen Streifen von Dschungelgebüsch lagen Lich-

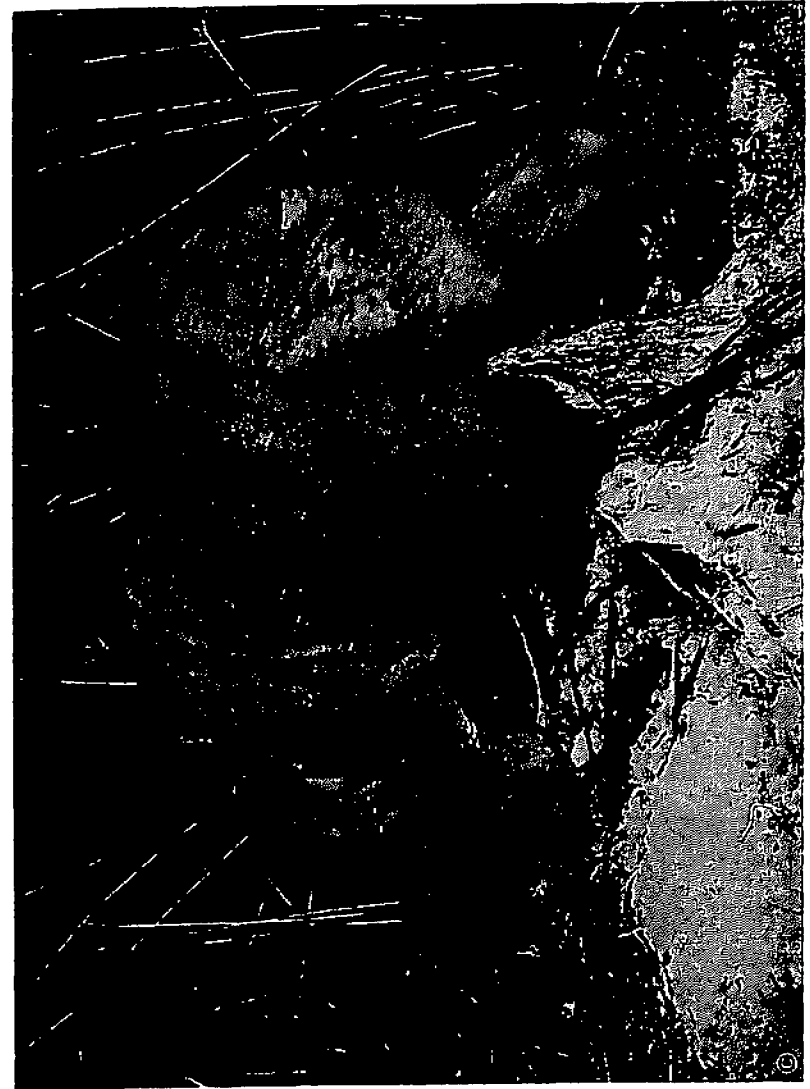
tungen, wo das Gras früher abgebrannt war, und hier sproßte neues Grün unter den halbverkohlten Halmen, die so steif standen, daß sich ein Mensch dazwischen wie eine Kröte im Stoppelfeld ausnahm. Wenn es abends kühl wurde, traten hier Einhörner und Wasserbüffel hinaus, um zu äsen, ruhten eine Weile zur Nacht, wo es ihnen behagte, und kehrten gegen Morgen äsend zu ihren Liegeplätzen im Dschungelgebüsch zurück, etliche Einhörner erst einige Stunden nach Sonnenaufgang. Da hatte ich die beste Gelegenheit, sie zu photographieren.

Auf diesem abgebrannten Boden konnte man aus den Abdrücken ihrer dreihufigen Füße in der dünnen Aschenschicht wie in einem Buch lesen, was die Tiere unternommen hatten. Die Einhörner nahmen am Nachmittag gern ein Moorbad in den verborgenen Schlammtümpeln. Das konnte man an dem Schlamm sehen, der um ihre Fährten triefte, wenn sie am Abend zum Äsen heraustraten.

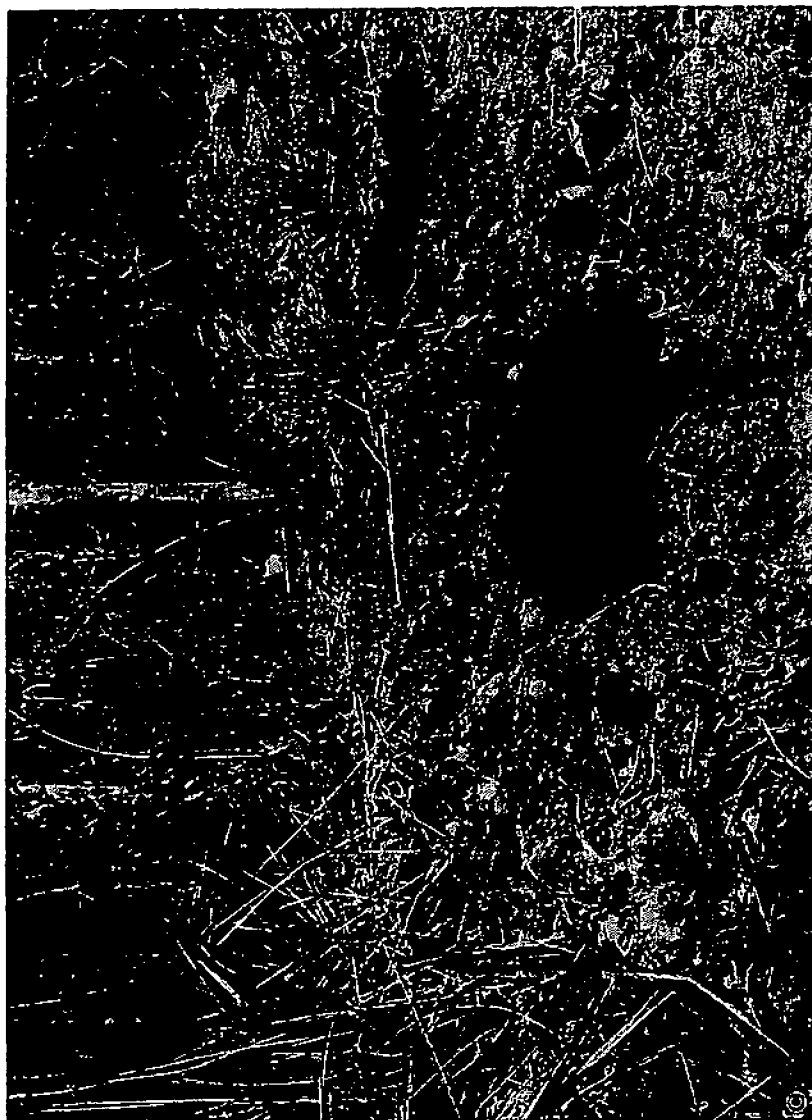
Um nun einen Begriff davon zu bekommen, wie viele Einhörner sich in den Dschungeln um den Torsafluß aufhielten, beschloß ich, mit einem Zentimetermaß die Fußabdrücke der verschiedenen Tiere der Länge und Breite nach zu messen. Diese Fußabdrücke zeichnete ich nebst den recht verschiedenen Maßen in einem Heftchen nach, das ich in der Tasche bei mir trug, um so vielleicht kontrollieren zu können, ein wie großes Gebiet das eine oder andere Tier auf seinen nächtlichen Wanderungen durchstreifte. Bei einigen der allergrößten Tiere und bei ein paar der kleinsten ging das

sehr gut. Von Kälbern sah ich in den ersten Wochen nur zwei Fährten. Ein jedes folgte seiner Mutter, und keins von beiden war klein. Das eine ist die lustige Gestalt hier, von der ich gerade ein Bild erhielt, wie es den Staub von seinen Füßen schüttelt, so daß es um die kurzen Beine wölkt. Es ist ein eigentümlicher Gedanke, daß so ein Kälbchen zweitausend Pfund Sterling wert sein kann, wenn es eingefangen ist.

Aber ich täuschte mich in der Annahme, die Biester durch solchen Steckbrief ermitteln zu können. Sie hatten durchschnittlich allzu ähnliche Fährten. Wäre es möglich gewesen, die Spur eines einzelnen Tieres ebenso zu verfolgen wie in geeignetem Gelände bei uns eine Elchfährte oder in den lichten Wäldern Afrikas die Spur eines einzelnen Elefanten, dann wäre uns geholfen gewesen. Hier aber kam man beim Suchen früher oder später an eine Stelle, wo das Tier in so dichtes Dschungelgebüsch hineingegangen war, daß weder Lukra noch ich dort vorwärts kommen konnten, und wenn es mir auch nie gelungen ist, zwei Einhörner zusammen zu sehen, außer einige Male eine Kuh mit einem Kalb und das einzige Mal, wo ich einen alten Bullen auf Liebesabenteuern antraf, hatten sie die Gewohnheit, so oft der eine in des anderen Fährte zu gehen, daß man stets die des gesuchten Tieres verlor. Damit ist nicht gesagt, daß sie ständig dieselben Pfade wanderten. Es war im Gegenteil so, daß ihr Dschungel von einem Netz von Rhinoceros- und Büffelpfaden durchzogen war. Und wartete man an einem von diesen mit der Kamera, so bestand leider neunzig Prozent Wahrschein-



„Bedenke, daß so ein Kälbchen zweitausend Pfund Sterling wert sein kann.“



Beim „Stelldichein“ der Einhörner

lichkeit, daß die drei oder vier Einhörner, die den Teil des Dschungels gerade am Abend oder Morgen durchstreiften, einen der vierzehn oder achtundzwanzig anderen Pfade wählten, die ihnen zur Verfügung standen. Es brauchte übrigens nur im geringsten ungünstiger Wind zu sein, und alles war verdorben. Denn ist ihre Sehfähigkeit auch schwach, so ist ihr Geruchssinn um so feiner.

Die alten Angaben, daß das indische Nashorn täglich oder allnächtlich die nämliche Stelle im Dschungel besucht, um dort das „Gold des Ackers“ zu hinterlassen, bestätigten sich in einer ganz anderen Weise, als ich geglaubt hatte. Es schien sich eher so zu verhalten, daß dort, wo ein Rhinoceros seinen Tribut gezollt hatte, der im übrigen der Losung eines riesigen Pferdes gleicht und einen ähnlich starken Geruch verbreitet, häufig das nächste dort vorbeilaufende Einhorn stehenblieb, um ein gleiches zu tun. Aber es konnten auch an den frequentiertesten Stellen, wie der auf dem Bilde hier, mehrere Tage zwischen den Besuchen liegen. Sie hatten augenscheinlich eine ganze Anzahl Stellen, wo sie sich trafen. Ihre Spuren waren, kurz gesagt, nicht zu zählen, weil sie sich so viel hin und her bewegten, und sie waren es offenbar selbst auch nicht; denn nach den ersten Wochen konnte ich immer noch nicht sagen, ob fünfzehn oder fünfundzwanzig Einhörner in den Torsadschungeln hausten.

Deshalb nahm ich mir vor, meine Arbeit auf ein einziges Dschungelgebiet von etwa zwanzig Quadratkilometern östlich vom Torsafluß und bis zur Grenze unseres Lagers hinauf

zu beschränken. Hier hatte man kürzlich einen meilenlangen Weg durch den dichtesten Grasdschungel geschlagen. Außerdem waren die angrenzenden Wälder, die sich mit kleinen Unterbrechungen über das ganze östliche Bengalen erstreckten, hier und da von sogenannten „Brandschneisen“, mehrere Kilometer langen und fünf bis sechs Meter breiten Rodungen, durchschnitten, von denen Gras und Büsche einmal im Jahr abgehauen wurden, damit man dort bei drohenden Waldbränden leichter das Feuer aufhalten konnte. Dieser Weg und die Brandschneisen wurden an unzähligen Stellen von den Pfaden der wilden Tiere gekreuzt, und indem ich sie systematisch überwachte, gelang es mir schließlich herauszufinden, wie viele Einhörner sich dort etwa befanden.

Zu einer anderen Jahreszeit hätte es sicher nicht so viele in einem vergleichsweise kleinen Gebiet gegeben. Früher im Winter waren die Tiere allen Aussagen nach mehr auf beiden Seiten des Flusses verteilt, und wenn erst einmal im April der Monsun kam und das Land mit Regen überschwemmte, konnte man sie überall von den Bergen in Bhutan bis zu den letzten Dschungeln von Kutsch-Bihar oberhalb der bengalischen Ebene finden. Daß sich die Einhörner gerade jetzt hier mehr angesammelt hatten als irgendwo anders in dem Gebiet, lag teils daran, daß hier der größte Reichtum an Wasser in Rinnen und Tümpeln und zugleich die von Menschen ungestörtesten Weideplätze waren, vor allem aber daran, daß die Paarungszeit der Einhörner, wie ich später herausfand, auf Ende März fällt.

Nun machte ich mir, so gut ich konnte, eine Karte vom Dschungel, auf der der einzige Weg und die Brandschneisen eingezeichnet waren, und dann ritt ich auf dem Elefanten eine Woche lang jeden Morgen eine Strecke von etwa zwölf Kilometer diese Schneisen entlang und kennzeichnete jede Stelle, wo Einhörner herübergewechselt hatten. Bei jeder Fährte schnitt ich mir aus einem Bambushalm einen Blumenstab. War das Tier nach Osten gegangen, steckte ich den Stab an den östlichen Rand, und war es nach Westen gegangen, steckte ich ihn nach dieser Seite. Außerdem hatte ich auch hier die Fußabdrücke gemessen und hatte verzeichnet, welche Tiere hier und dort gegangen waren. Um zu verhindern, daß ich dieselbe Fährte zwei Tage nacheinander zählte, hatte ich zwei Eingeborene mitgenommen, die mit Grasbüscheln die bezeichneten Spuren im Staub der Pfade verwischten oder, wo der Boden feucht war, sie mit Lehmklumpen füllten. Auf diese Weise entdeckte ich bald, daß sich hier mindestens acht verschiedene Rhinocerosse bewegten, von denen zwei, der Fährte nach, groß waren, und eins war das Kalb auf Seite 113.

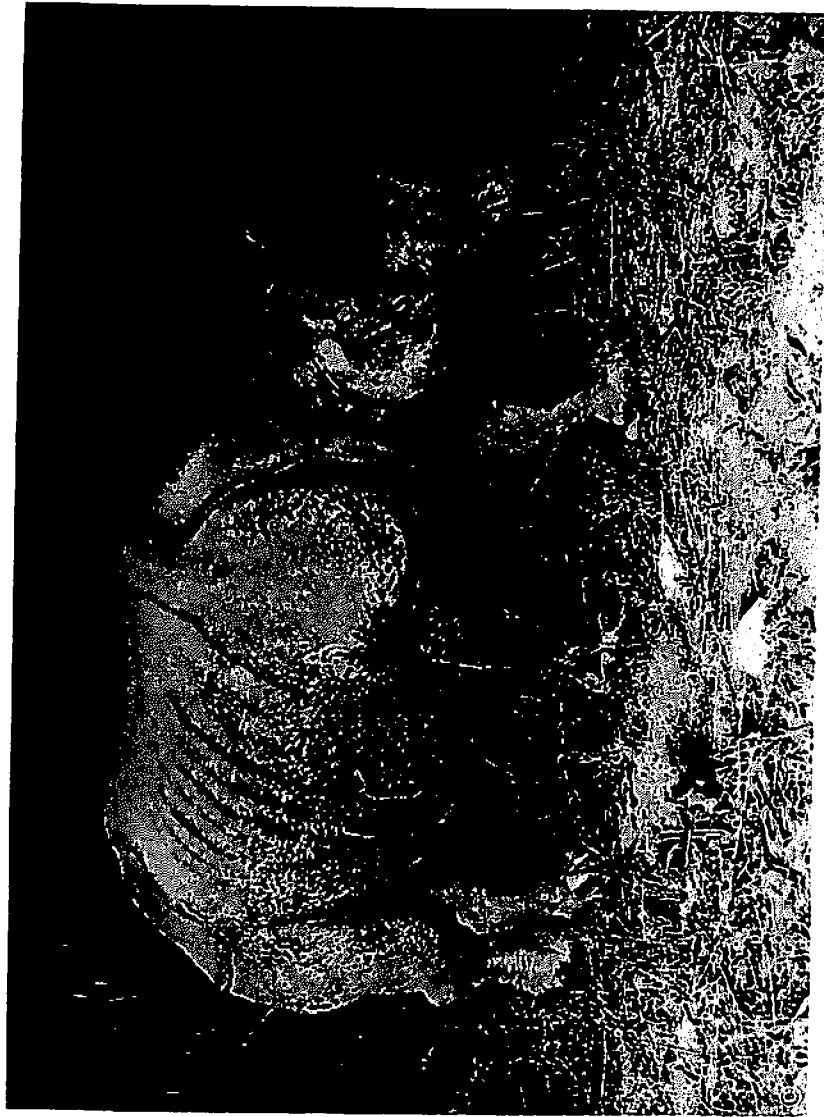
In dieser Woche sahen wir mehrere Male Nashörner die Pfade vor uns kreuzen; eins von ihnen hätte beinahe einen meiner Gehilfen umgerannt, der dem Biest in einem Engpaß im Grase begegnete. Sonst geschah nichts. Als ich aber die Blumenstäbe nach dem Register zählte, ergab es sich, daß ein und derselbe Pfad innerhalb von sieben Tagen von zum Beispiel fünf Fährten gekreuzt worden war, ein anderer von zweien, ein dritter und ein vierter von keiner, aber ein fünfter

von nicht weniger als elf, und so weiter. Da suchte ich nach meiner selbstgefertigten Dschungelkarte kleine Gruppen der am meisten benutzten Pfade aus, an Stellen, wo sie dicht beieinander liefen, und legte mich dort abwechselnd vierzehn Tage lang mit meinen Apparaten fast Tag und Nacht ins Versteck.

Nach Ablauf der drei Wochen hatte ich meines Wissens Bilder von allen Einhörnern in diesem Dschungel. Als ich die Bilder nebeneinander legte, zeigten sich neun verschiedene Tiere. Einige von ihnen kannte ich dem Aussehen nach und hatte sie schon früher mit der Kamera eingefangen. Von manchen hatte ich drei, vier Aufnahmen, und zwar von verschiedenen Seiten ihres Körpers, was lehrreich war; denn die beste Art, die Identität der sich oft verwirrend ähnlichen Tiere festzustellen, ist, die „Sternbilder“ zu vergleichen, welche die eigentümlichen runden Erhebungen auf ihrem Hautpanzer bilden. Einige von den Einhörnern, die meiner Kamera auf der anderen Seite des Torsaflusses begegnet waren, kamen mir auf dieser Seite nie in den Weg. Diese Bilder im Verein mit meinen Erfahrungen und Aufzeichnungen über die Fährten der Tiere gaben Anhaltspunkte, um abzuschätzen, wie viele von den indischen Einhörnern insgesamt in den Gegenden, die ich zu durchforschen suchte, noch am Leben sein mochten. Meinen Berechnungen nach muß es dort in diesem Frühling 1932 zwanzig bis fünfundzwanzig Tiere gegeben haben, und nach den sichersten Angaben, die mir an Ort und Stelle aus angrenzenden Dschungeln gemacht worden



Eine Rhinzeroskub, die mir immer wieder im Dschungel begegnete.



Dasselbe Tier von der anderen Seite gesehen.
Es war die Mutter des Kalbes auf Seite 113.

sind, glaube ich, daß der bengalische Stamm dieses Jahr aus fünfunddreißig bis vierzig — eher aus vierzig — Tieren bestand. Das ist aber auch alles, was sich auf der Erde Bengalens von diesen Ungeheuern der Sage noch findet, die auszurotten die Menschheit ihr Äußerstes getan hat.

Diese Schilderung meiner Jagd nach dem Einhorn ist nicht der rechte Ort für eine Untersuchung über die übrigen Arten der in ihrer Gesamtheit aussterbenden asiatischen Nashörner. Das ist die Aufgabe künftiger wissenschaftlicher Werke, und vielleicht können dann meine Ergebnisse aus den bengalischen Dschungeln von Nutzen sein. Das Gefährliche ist, daß die Ausrottung so rapide vor sich geht, daß die Angaben, die, soweit wie es möglich ist, in dem einen Jahr gesammelt wurden, schon im nächsten Jahr mit Stämmen rechnen, die inzwischen für immer verschwunden sind.

Einstmals waren über große Teile von Hinterindien und die größten Sundainseln zwei weitere Arten von Rhinocerosen verbreitet, beide weit kleiner als das mächtige Einhorn in Indien. Das größere von den beiden, das sogenannte Javanashorn (*Rhinoceros sondaicus*), dem Einhorn übrigens recht ähnlich, lebt noch, wenigstens auf Java und in Burma. Es soll auch einmal in Bengalen erbeutet worden sein, muß also auch dort gelebt haben. Aber fast alle Angaben über das Vorkommen der asiatischen Nashörner, denen man in der wissenschaftlichen Literatur begegnet, sind Luftgebilde, teils weil die Tiere in manchen Fällen schon vor Jahrzehnten aus der genannten Heimat verschwunden sind, teils weil die mehr

oder weniger wissenschaftlichen Skribenten sich nicht die Mühe machen, neue Unterlagen zu beschaffen. Außerdem genügt das übliche Auftreten eines Amerikaners, um der Weltpresse in solchen Dingen jeden Bären aufzubinden. Das folgende Beispiel ist besonders lustig. Ein „American gentleman“, Mr. Vernay, der sich heroisch dem Vergnügen widmet, große und seltene Tiere für amerikanische und englische Museen totzuschießen, wurde im letzten Winter in einer Zeitung in Malakka als der glückliche Erleger des letzten Javanashorns der Welt proklamiert, das er unter üblicher Lebensgefahr auf Malakka aufgesucht hatte. Im selben Winter hat mir der Gouverneur von Burma gesagt, daß, nach einem Rapport der Forstverwaltung, wenigstens noch vier solche Javanashörner in dem Salwendistrikt bekannt sind. Später habe ich auf Anfrage bei den holländischen Behörden auf Java die aufklärende Antwort erhalten, man habe dort kürzlich ein Gebiet von 37500 Hektar abgegrenzt, um „einigen Dutzend“ von diesem Javanashorn Schutz zu bieten.

Darf ich um den nächsten amerikanischen Triumphator bitten!

Es bleibt uns noch das zweihörnige Nashorn, das den Namen *Rhinoceros sumatrensis* trägt.

Dieses Nashorn, das verglichen mit dem Einhorn ein kleines Tier ist, hat bisher leichter den Verfolgungen standhalten können, und zwar erstens weil es in schwer zugänglichen Wald- und Berggegenden über ganz Hinterindien und die Inseln Borneo und Sumatra verstreut lebt, zweitens weil seine

Hörner so unbedeutend sind, daß sie nicht so viele geldgierige Verfolger angelockt haben. Andererseits unterstehen die Leute in Hinterindien weit weniger der Regierungskontrolle und sind noch gefährlichere Feinde für diese Tiere als die Inder für die Einhörner, weil die Inder nicht so mutige Jäger wie die Burmesen und Malaien sind. Man darf auch nicht vergessen, daß einzelne Staaten auf den indischen Halbinseln von einer Autokratie regiert werden, die früher oder später mit Revolution enden muß. An dem Tage, da dies geschieht, werden wohl mit den Alleinherrschern leider die Einhörner — genau wie seinerzeit die Wisente in Rußland — die Ausrottung teilen müssen. Deshalb sollte man schon jetzt eine internationale Gesellschaft zur Erhaltung des Einhorns gründen. Das einzige der drei asiatischen Nashörner, für das größere Aussicht besteht, auf dem Festlande vor Ausrottung bewahrt zu bleiben, ist das indische Einhorn in Assam und Bengalen. Wie es denen ergehen wird, die sich noch in dem schmalen Dschungelstreifen unterhalb der Berge in Nepal finden, ist ungewisser. In Nepal gestattet nämlich der Herrscher noch, daß die Tiere geopfert werden, wenn sogenannte hochgestellte Jäger sich zu Besuch einladen lassen. So hat es sich zum allgemeinen Staunen in diesem Winter zugetragen, daß eine englische Jagdgesellschaft eingeladen wurde, in Nepal zu jagen, und daß dabei sieben Einhörner abgeschossen wurden.

Derartiges ist zum Glück im englischen Territorium undenkbar, wo im selben Winter in der Provinz Bengalen ein indischer Mann ein vorbildliches Gesetz zum Schutz der

letzten Nashörner durchgeführt hat. Wer sie dort abschießt, ist ein Verbrecher. Wieweit der Stamm dadurch vor der Vernichtung geschützt werden kann, hängt in erster Linie davon ab, ob die Behörden Bengalens Interesse und Macht genug haben, um sich hinter die Worte ihres Schutzgesetzes zu stellen. Daß es dem Chef des Forstwesens mit übermenschlicher Anstrengung gelungen ist, die Einhörner Bengalens bis heute zu retten, ist ein Wunderwerk. Noch sind sie da. Noch haben sie ein Stück Dschungel zum Leben, und noch ist ihr Stamm gerade stark genug, um eine Zukunft zu haben. Das beweisen hier meine Bilder von den Kälbern. Doch weder gedruckte Gesetzesworte noch der lobenswerte Eifer einzelner Männer im Dschungel können die letzten Einhörner der Erde endgültig vor dem Untergang retten. Das kann nur die öffentliche Meinung der ganzen Welt: Sie muß die Führung des mächtigsten Reiches der Erde dazu bewegen, ein Machtwort zu sprechen, damit die indische Regierung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln verhindert, daß das wirkliche Urbild des Einhorns im britischen Wappenschild aus dem britischen Reich und von der Erde verschwindet.

SIEBENTES KAPITEL

Was die Kameras und meine Augen von den königlichen wilden Tieren Bengalens in diesen glühend heißen Wochen kurz vor dem Monsun sahen, davon erzählen die Bilder hier das bessere Teil. Über das schlechtere, über all die mißlungenen Platten, die meine Ungeschicklichkeit und versagende Apparate verschuldeten, und die hier nicht zu sehen sind, will ich mich gern allein ärgern. Denn das, was geschah, als ich sie aufnahm, war wert, erlebt zu werden. Wollte ich nur die Hälfte von alledem schildern, was sich da draußen im Dschungel bei meinen Versuchen, diese Bestien mit der Kamera einzufangen, begab, so würden meine Verleger die Hände ringen über ein Buch, das mindestens viermal zu dick und zu teuer wäre. Und darum will ich nur von den einzelnen Bildern berichten, deren Negative ich selbst immer wieder und Hunderte von Malen dort abends im Zelt hervorgeholt und gegen das Licht meiner Sturmlampe gehalten habe, um mich an den phantastischen Gestalten der Einhörner oder dem Gesichtsausdruck der gestreiften Menschenmörder satt zu sehen.

Seht nur den Panzerkoloß hier an, wie er durch das tropische Mondlicht geschritten kommt, mit den spitzen Ohren in die Nacht hinaus lauschend, den mißtrauischen Blick auf das glänzende Auge der Kamera gerichtet. Gibt es ein Tier auf dieser Erde, das mehr verdient, ein Ungeheuer genannt zu werden? Gibt es ein Wesen, das berechtigter wäre, den Namen Einhorn zu tragen? Kein Wunder, daß meine

Hände zitterten, wenn sich die Linie seines unerhörten Buges langsam aus den Schatten des Dschungels herausschob. Ist es angesichts dieses Bildes nicht zu verstehen, daß sich ein Mensch gern auf die andere Seite der Erdkugel verfügt und Tage und Nächte unter freiem Himmel verbringt, um diesen Anblick zu haben?

Könntest du, der du diese Seiten liest, nur eine einzige Nacht den Platz auf dem Elefantenrücken oder zwischen den Schlingpflanzen mit mir teilen und einen Schimmer von dem erleben, was mir meine tausend durchwachten Stunden in den Dschungeln Indiens beschert haben! Denn keine Beschreibung und keine Bilder können diese hinreißende Spannung wiedergeben, die dein Herz erfüllt, wenn die Dämmerung schnell die Dickichte einhüllt und in einer stillen Tropennacht das dürre Laub unter den Tritten der Wildtiere zu rascheln beginnt.

Gefahr —? Pah, laß die Angst vor Gefahren fahren! Es kann genau so gefährlich sein, quer über den Strand in London oder die Champs Elysées am Etoile zu gehen, wenn man sich nicht vorsieht. Aber wir werden uns auf den Pfaden des Dschungels vorsehen, und wird es ein oder zwei Minuten lang unheimlich, dann leg nur deine Hand auf die Stahlläufe der schweren Büchse. Das hilft deinem unruhigen Herzen wie ein Stück kaltes Eisen auf einem angestoßenen Ellbogen.

Komm nur mit. Wir wollen die alte Elefantin „O Perle aus Silber“ nehmen, von deren hohem Rücken herab ein Büffel nicht so furchteinflößend aussieht. Sie hat siebzig Jahre Er-



„Gibt es ein Tier auf dieser Erde,
das mehr verdient, ein Ungeheuer genannt zu werden?“



Ein kapitaler Sambar

fahrung im Dschungel und weiß den Geruch eines Tigers von dem Geruch eines Bären auf hundert Meter ebenso sicher zu unterscheiden, wie du den Geruch von Kardamom und Zimt unterscheiden kannst, wenn du sie unter die Nase hältst. Sie geht nicht so schnell wie die jüngeren Elefanten, denn sie hat Baumstämme im Urwald geschleppt, ehe du geboren warst, und macht noch heute bei jedem Schritt einen Ruck, um die schweren Baumstämme in ihrem Elefantengedächtnis mitzunehmen. Aber sie bleibt ungebeten stehen, wenn ein Einhorn naht, und bedenkt sich lange, bevor sie ihren Schwanz einer gestreiften Katze zuwendet, auch wenn sie noch so gewaltig ist.

Mach schnell. Halte dich nicht mit Handschuhen und Moskitonetzen auf. Das nützt doch nichts, denn du wirst sowieso gestochen, und nicht draußen im Dschungel, sondern zu Hause im Lager bekommst du das tödliche Fieber von den Moskitos, die Ansteckung verbreiten, weil sie das Blut der im Dorf wohnenden Leute saugen. Zieh aber lederne Kleidung an, der Elefant kann im Dunkeln nicht allen dornigen Zweigen ausweichen, und Hautrisse sind unbecömmlich in diesem Klima.

Da kommt der Elefant. Wenn er jetzt niederkniet, um uns auf seinem Sattel aus Sackleinwand aufzunehmen, so versuch nicht von der Seite hinaufzuklettern, sondern steig auf sein ausgestrecktes Hinterbein, pack kräftig in das Sattelseil und klettere hinauf. Dann halt dich an dem Seil fest, wenn er sich aufrichtet. Recht so, du alter treuer Elefant.

„Mutt, mutt, Tschand Moti.“ Spute dich, O Perle aus Silber. Wir müssen an dem Pfad des alten Einhorns vorbei sein, ehe uns die Dunkelheit überfällt, denn es kann jedem sein Horn in die Seite bohren, der ihm um diese Zeit auf seinem Weg zur Weide begegnet. Jetzt tauchen wir in dem ewig grünen Gewölbe des Dschungels unter. Bücke dich rechtzeitig vor den Zweigen. Der Wald hier ist nicht dafür geschaffen, daß solche Auswüchse der Natur wie Menschen auf dem Rücken von so großen Elefanten wie „O Perle aus Silber“ sitzen.

Ob das ein Tiger war, was dort vorbeisprang? Nein, das hört sich anders an. Es war ein alter Sambarhirsch, der schlau genug ist, zur Tränke zu gehen, eine Stunde ehe unsere treue Wächterin, die Tigerin, vorbeistreicht. Ich glaube, er kommt so zeitig, damit ihn der Durst nach der Hitze des Tages nicht unvorsichtig macht, wenn er ihr, wie so oft, begegnet. Erstaunlich genug, daß es ihm noch nicht ans Leben gegangen ist, wo er schon so lange den Dschungel mit ihr teilt. Er ist sicher viel älter als sie, etwa fünfzehn Jahre. Sieh nur, welch starkes Geweih er trägt. Die Sambarhirsche in Bengalen bekommen nie lange Stangen; aber an der Stärke ihres Geweihs ist nichts auszusetzen. — Nein, ein Tiger hört sich ganz anders an. Seine Tatzen schlagen nicht so hart auf den Boden wie die Hufe des Hirsches. Wenn der Tiger auch im vollen Sprung ist, so hört man doch immer, daß er seidene Handschuhe anhat. Es ist ein besonderer Laut, der ein geübtes Ohr nicht so leicht irreführt, wenn bei einer großen Katze die Tatzen im Sprung den Boden treffen. Bei dem Löwen klingt es genau so, aber

den hat der Tiger in Indien so gut wie ausgerottet, so daß eine Verwechslung nicht vorzukommen braucht. Ubrigens ist es mit den Tigern so, daß — — nein, fangen wir jetzt nicht vom Tiger zu reden an, denn sonst nimmt es kein Ende, und wir sind heute nacht nicht auf den Gestreiften aus.

Bitte, sitz nicht mit den Schuhen zu weit über dem Sattellrand, damit du dem Elefantenohr nicht mit der Sohle weh tust und dem Bein des Mahauten mit den Hacken, denn beide sind so geduldig, daß sie nicht mucksen, selbst wenn es Löcher gibt.

Es ist gleich halb sechs. In einer Stunde beginnt es zu dunkeln. Eile dich, „O Perle aus Silber“.

Ob wir Hühner in der Nähe haben? Weil da ein Hahn gekräht hat? Kikiriki! Aber natürlich! Der Dschungel ist voll von Hühnern. Sieh den Burschen, er stelzt dort im Gebüsch und sieht genau wie ein Bantambahn bei uns zu Hause aus. Aber das Sonderbare ist, hier draußen kräht er auch abends.

Wie der Treiber den Elefanten lenkt, ohne ihm ein Wort zu sagen? Indem er ihn mit seinen Zehenspitzen auf verschiedene Art an Hals und Ohren berührt. Das ist nicht so merkwürdig, wie es aussieht. Aber merkwürdig ist, daß man einen Elefanten einfangen kann, der zwanzig, dreißig Jahre alt ist, ein vollständig wildes Riesentier, das alles und jeden in seiner Raserei über seine plötzliche Gefangenschaft angreift, — und dann — nach einem halben Jahr — haben diese schwächlichen Inder ohne Gewalt und ohne Hungerkuren den nämlichen Elefanten so gezähmt, daß er gehorsam

Baumstämme im Walde schleppt oder uns auf seinem Rücken durch den Dschungel trägt.

Der indische Dschungel ist voller Wunder. Ja, das ist er wohl. Aber eigentlich ist das doch die ganze Erde, wo die Menschen sie nicht mit ihrem Plunderkram völlig verderben. Nur gibt es keinen Teil der Welt, der unsere Phantasie so fesselt, wie dieses Land östlich von Suez. — Nein, es macht nichts, wenn wir reden, nur nicht laut sprechen.

Warum sich die Baumzweige dahinten bewegen? Es ist nur ein Schwarm Affen, die gegen Abend auf dem Weg nach einem sicheren Ort zum Übernachten sind. — Wer sie hier bedroht? Der Panther — der kleine Panther, der gut klettert, und der große Panther, der zu faul zum Klettern ist. Darum suchen die Affen gern ihr Nachtquartier auf hohen Bäumen tief im Walde, wo der Tiger sich aufhält und ihr Todfeind deshalb nicht gern des Nachts umherstreift. Die Pantherkanailen pflegen sie paarweise zu jagen. Der kleinere klettert so hoch hinauf in den Baum, wie ihn die Zweige tragen, und schüttelt die erschrockenen Affen wie reife Mangofrüchte dem größeren Kameraden herunter, der unten lauert, um sie in Empfang zu nehmen.

Grausam, sagst du? Das kann man natürlich sagen. Dann ist es aber auch grausam, wenn du ein geköpftes Küken ißt, das du am Abend heimtückisch von seiner Schlafstange geholt hast. Um so mehr, als du von Kartoffeln und Spinat leben kannst, was der Panther nicht kann.

Ob er ihnen jetzt nachstellt? Nein. Dann würden die Affen



Der gestreifte Blitz



Das Ungetüm wiegt an die dreitausend Kilo.

schimpfen und einen Lärm anheben, den man weithin hört. Das tun sie unfehlbar, wenn sie den Gefleckten bei Tageslicht wahrnehmen. Das ist so ihre Manier. Sie schreien, genau wie die Menschen, um sich selbst Mut zu machen. Sie schelten auch den Tiger aus, wenn er vorbeikommt, und verfolgen ihn lange Strecken von Baum zu Baum und überschütten ihn mit Schimpfreden, was eigentlich sehr undankbar ist, da er ihnen ja nichts zuleide tut, sondern im Gegenteil durch seine Anwesenheit den Panther fern hält. Wenn du die Affen im Dschungel fluchen hörst, steh ja still und halte die Augen offen, denn in neun von zehn Fällen ist dann eine große Katze im Anzug.

Jetzt sind wir gleich draußen im Grasdschungel. Noch haben wir eine halbe Stunde lang gutes Licht. Schau — nein, da unten auf dem Pfad vor dem Elefanten! Siehst du die breiten Fährten mit dem Abdruck von drei Klauen am Vorderrand? Das unterscheidet sie gleich von den runderen Elefantenspuren. Es ist die Fährte des alten Einhorns. In der vergangenen Nacht ist es nach seinem Schlammbad in dem nahen Morast hier vorbeigekommen.

Ob es heut abend hier vorbeikommt? Kaum. Es hat die ärgerliche Angewohnheit, nie zwei Nächte hintereinander zur selben Stelle zu gehen; und glaubt man, daß es eine um die andere Nacht kommt, so verrechnet man sich nicht minder. So ist es mir immer wieder gegangen. Aber sieh, wie es da am sumpfigen Ufer das Gras zertreten und sich im Schlamm gewälzt hat. Und dabei wiegt das Ungetüm an die dreitausend

Kilo. Es ist verwunderlich, daß es nicht sofort im Schlamm einsinkt und nicht wieder herauskann. Übrigens ist das verschiedentlich vorgekommen; doch diese Ungeschicklichkeit vererbt sich dann nicht mehr, denn wenn die Eingeborenen sie so finden, rennen sie den Hilflosen einen Speer in den Hals.

Was sie mit einem toten Einhorn tun? Das Horn abhauen und damit weglaufen, um es an die Opiumschmuggler in Kalkutta oder Bhutan zu verkaufen. Wenn sie nicht gestört werden, nehmen sie auch das Blut und alle möglichen Körperteile als Medizin mit. Sogar die sonst so genauen Brahminen dürfen das Fleisch essen: also lohnt sich das Schlachten.

Ob die Inder andere wilde Tiere aus dem Dschungel essen? Ja, das hängt davon ab, was für ein Tier es ist, und vor allem, wer es essen soll. Die Inder sind ja noch mehr als wir in Kasten eingeteilt, die sich nach besten Kräften gegenseitig verachten und zu ducken versuchen. Und was die eine Kaste ißt, das bespuckt die andere. Natürlich haben die Priester ihre Hand in all dem Aberglauben und machen ihr Geschäft dabei. Wer zu der niedrigsten Kaste gehört und nichts zahlen kann, darf essen, was er will. Aber er darf ja auch nicht in die Nähe des goldgeschmückten Tempels oder in den Genuß der himmlischen Seligkeit kommen.

Übrigens kann die indische Diät recht überraschend sein. Ein Hindu, der Rindfleisch verzehrt, ist auf ewig verloren; darin liegt das Geheimnis, daß die wilden Büffel in Indien noch nicht ausgerottet sind. Aber hier gibt es Hindus, die

den Tiger essen, der seinerseits mehr Rindfleisch im Magen hat als irgendein Christenhund. Als ich neulich einen Tiger schoß, der mir im Dschungel etwas zu sehr ins Gehege gekommen war, und dem Gestreiften das Fell abzog, fand ich mich plötzlich von einem Haufen Eingeborener umgeben, die das Tigerfleisch haben wollten. Es gehörte ihrer Kaste, erklärten sie. Mitten in dem wartenden Kreis stand mein guter Freund, der Mahaut aus Nepal, der Buddhist ist, und bat um das Herz des Tigers. Es soll dem, der es verzehrt, Mut verleihen. In der Eile gab ich es ihm, statt es selber zu essen. Aber hier ist es ja so heiß, daß man nicht alles vorher überlegen kann.

Setz dich etwas höher. Dieser Sattel, der doch nur eine harte Matratze aus Jute mit Strohfüllung ist, rutscht leicht herunter, wenn das Gewicht zu sehr auf der einen Seite liegt.

— Du findest es interessant, auf einem Elefanten im Dschungel zu reiten? — Ja, ich weiß nichts in der Welt, was mich ständig immer wieder so lockt, wie auf einem dieser treuen Riesen zu sitzen und langsam und still durch den Dschungel zu schweifen. Man ist in einer anderen Welt, wenn man auf einem Elefantenrücken sitzt, genau so, wie wenn man fliegt. Und es ist erstaunlich, wie still ein Elefant durch Wald und Büsche gehen kann. Einmal in Afrika, als ich im Grase versteckt lag, um mit der Kamera auf ein anderes Tier zu warten, fand ich mich plötzlich von einer friedlich äsenden Herde Elefanten umgeben. Ich hatte keinen Laut von ihren Schritten gehört, bis sie dicht bei mir waren.

Erst das Knirschen des Elefantengrases zwischen ihren Zähnen warnte mich etwas jäh vor dem Besuch.

Nein, ich habe nie einen Schuß auf einen Elefanten abgegeben und hoffe, daß ich auch nie dazu gezwungen sein werde. — Ob der wilde Elefant gefährlich ist? Gewiß. An Elefantenherden kann man dicht herangehen, ohne etwas zu riskieren, wenn man nicht gerade eine Mutter verärgert, die ein Kalb bei sich hat. In einer Elefantenherde wollen sich die Tiere nicht gern voneinander trennen. Dagegen geschieht es oft, besonders hier in Indien, daß ein einsamer alter Elefantenbulle auftritt, ein sogenannter „rogue“, der eine Zeitlang wie ein Berserker allem Verdächtigen, das ihm begegnet, zu Leibe geht, und das ist ungefähr das Schlimmste, dem man ausgesetzt sein kann. Wenn er brünstig ist, geht er auch auf den Reitelefanten los, und dann ist es am besten, rechtzeitig auszusteigen.

Warum der Mahaut den Elefanten dort um den großen Baum gelenkt hat? Dreh dich um und sieh. Da hängt ein dunkler Klumpen auf halber Höhe des Stammes. Das sind die berühmten schwarzen Bienen Indiens, vor denen der Tiger und du und ich uns lieber in acht nehmen. Hätte der Treiber sie nicht rechtzeitig gesehen und wäre nicht ausgewichen, so hätten wir den ganzen Schwarm über uns gehabt. Sie sind wirklich „böse wie Bienen“. Fast alle Tiere in den Tropen sind von heftigerem Temperament und angriffslustiger als verwandte Tiere in unseren Ländern.

Was geschieht, falls man im Dunkel auf sie stößt? Das ist



„O Perle aus Silber“



Die Blütenrispen der Orchideen
hängen überall von den Bäumen herab.

mir, Gott sei Dank, nie passiert. Am besten denkt man gar nicht daran. Beginnt man über alle Gefahren im Dschungel nachzudenken, so wagt man sich schließlich nicht mehr hinein. Andererseits ist es besser, die ganze Zeit ein wenig auf der Hut zu sein und vor allem Augen und Ohren offen zu halten. Für das Riechen sorgt der Elefant.

Da läuft wieder eine Einhornspur auf dem Pfade. Siehst du die kleine runde Spur daneben? Steig einen Augenblick ab und sieh dir das an. Ja, wir kommen noch zur Zeit. Es ist nicht mehr weit. Das ist die Fährte des kleinen Kalbes, das ich vor ein paar Tagen entdeckt habe. Ich glaube, daß es erst kürzlich geboren wurde und daß die Alte sich mit ihm die erste Zeit hier im dichtesten Sumpfgelände versteckt hielt. Nein, sie verläßt es nicht. So ein kleines Kalb könnte der Tiger holen. Sie war es, die an dieser Stelle zwei der Dschungelwörter vor ein paar Tagen auf den Baum gejagt hat. Kein Wunder, daß sie um diesen Kiekindiewelt besorgt ist und überall Diebe argwöhnt. Es ist ja zweitausend Pfund wert. Das Lustige ist, daß ich ein Bild von ihm erhielt, ohne daß ich es wußte. Möglicherweise habe ich die Fährte der Mutter schon früher gesehen und sie mit der eines anderen Einhorns verwechselt. Eines Abends kam sie grade hier aus dem hohen Gras heraus und ging just zwischen zwei von meinen Apparaten durch, so daß ich ihr Bild von vorn und von der Seite erwischte. Es ist schwer, gerade auf diesem Fleck Fährten zu sehen, und ich hatte vor der Entwicklung der Platten keine Ahnung von dem Kalb.

Wie ich dir im Lager zeigte, habe ich mir eine Ecke des Zelttes zum Entwickeln eingerichtet. Wenn es dämmt, lasse ich die Leute alle Feuer ringsumher löschen, damit kein Lichtschein in das Zelt fällt, und benutze die Zeit, bis der Mond aufgeht. Er hat mir einmal eine ganze Entwicklung verdorben, als ich ihn vergessen hatte. Die Dunkelkammerlampe wage ich bei diesen empfindlichen Isochromplatten, für die ich Agfa segne, nicht zu benutzen, sondern sitze da, von Dunkel und Moskitos umgeben, und bewege meine Schalen, bis das Bromsilber so viel bekommen hat, daß ich es einen Augenblick mit einem roten Lämpchen zu beleuchten wage, um zu sehen, ob die Platte fertig ist. Beim Schein der kleinen Lampe sah ich zu meinem Erstaunen auf dem einen Negativ einen eigentümlichen Gegenstand unter den Vorderbeinen des alten Einhorns. Ich wagte nicht, mehr als ein paar Sekunden darauf zu leuchten, und ebensowenig, meinen Augen zu trauen, ehe die Platte aus dem Fixierbad kam. Da, als ich das Licht anzündete und den Leuten draußen zurief, sie könnten ihre Feuer wieder entfachen, sah ich deutlich, daß es der Kopf eines kleinen Kalbes war. Welches Glück, daß es da war, und welches Unglück, daß es nur mit der Nase hervorguckte. Nun ließ mir natürlich dies Kalb Tag und Nacht keine Ruhe. Tiefer in den sumpfigen Dschungel, wo sie sich beide aufhielten, wagte ich mich nicht hinein. Erstens konnte die Alte ja Unrat wittern und nach einem anderen Dschungel auswandern, und zweitens war der unfreiwillige Aufenthalt der beiden Inder im Baume, als



Da schaute der Kopf eines kleinen Kalbes hervor.



Das Urtier

ihnen damals die Alte nachsetzte, eine wohl zu bedenkende Warnung.

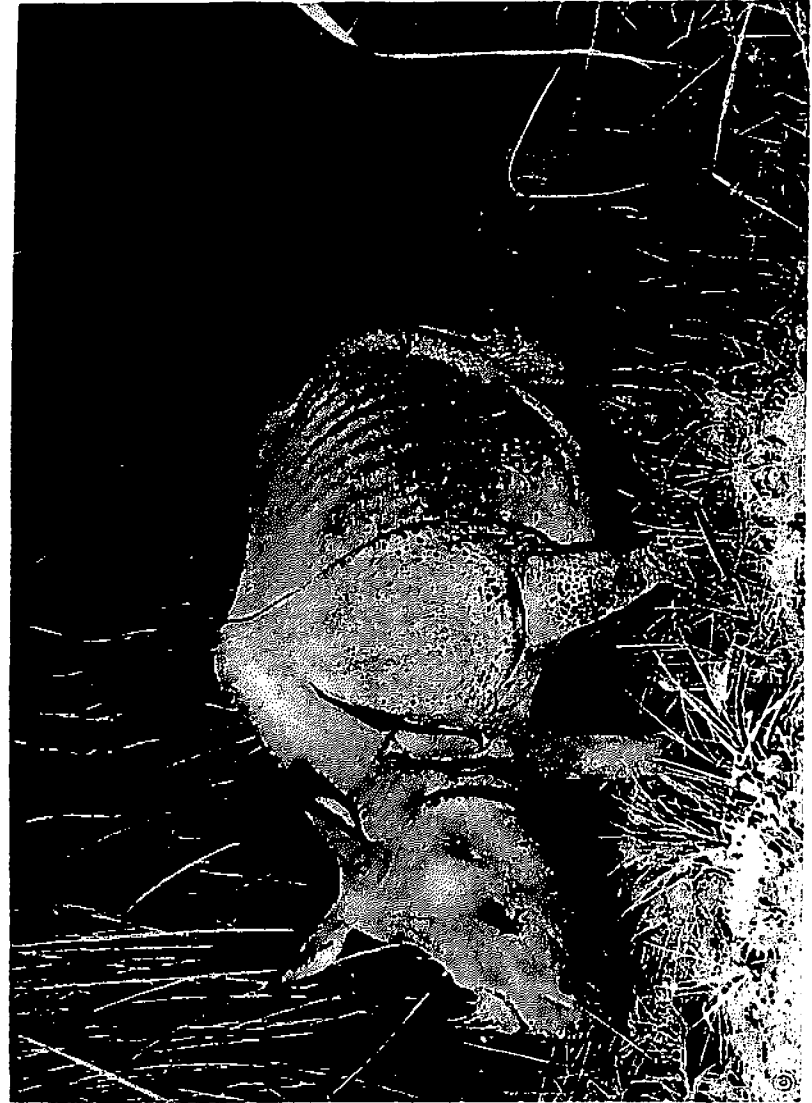
— Mit einem Elefanten da hineingehen, sagst du? Danke bestens. Davor werden wir uns schönstens hüten. Gerade so eine alte Dame mit einem Baby gehört zu den Rhinozerossen, die, ohne verwundet zu sein, einen Elefanten angreifen können. — Warum ich sie für alt halte? Sie sieht so aus. Sie hat ein zu großes Horn, um eine junge Kuh zu sein. Nein, es blieb uns nichts anderes übrig, als den Elefanten schön aus dem Wege zu führen und auf allen erreichbaren Wildpfaden um ihren Aufenthaltsort herumzuschleichen, um zu entdecken, wo sie mit dem Sprößling ihren Wechsel hatte. Sie geht noch nicht so weit mit dem Kind, und ich fand bald heraus, daß sie jeden zweiten Abend ihr Schlammbad drinnen im Dschungel nahm und am liebsten aus dem hohen Grase kam, wo ich sie zuerst mit der Kamera einfing. Da riskierte ich es, dort eine Blitzlichtkamera in ihren Weg zu stellen, und da kam sie auch, bespritzt mit Schlamm, wie ein Urtier, ein Geschöpf, das mich an die Zeiten vor Adam denken ließ. Sie ging natürlich voraus und hatte das Junge im Schatten hinter sich. Nun setzte ich die Kamera auf den Boden, um wenigstens eine Andeutung von dem Jungen mitzukriegen, falls sie noch einmal denselben Weg käme. Das tat sie auch. Aber von einer anderen Seite. Und als sie meine Geräte witterte, die sie vermutlich das vorige Mal geärgert hatten, ging sie stracks auf die Kamera los und schlug den ganzen Kram entzwei. Seitdem habe ich ihre Fährte dort nicht mehr gesehen und fürchte mit Recht, daß

sie beleidigt war und verzogen ist. Und neulich abend, als ich mich an einer ganz anderen Stelle hingesetzt hatte, um einem Tiger aufzulauern, kam sie gerade vor Sonnenuntergang fein und ungebadet mit ihrem 30.000-Mark-Kalb im Schlepptau an der Kamera vorüber.

Nein, sie werde ich wohl nicht mehr sehen. Das wäre zu viel des Glücks. Aber wir wollen uns jetzt sputen. Es dämmt, und wenn wir einen dieser Panzerkolosse noch zu Gesicht bekommen wollen, so wird es am besten jetzt sein, wo sie sich auf die Weide begeben.

Klageruf, sagst du? Mensch, hast du nie einen Pfau gehört? Er sitzt da drüben auf dem hohen Baum. Hier ist es voller Pfauen. Zu dieser Stunde sieht er nicht so besonders aus, stehst du aber an einem sonnigen Morgen in dem goldgelben Dschungelgras auf Posten und hörst, wie sich die Jagdelefanten nähern, und plötzlich tritt ein gestreifter Tiger heraus und an ihm fliegt ein Pfau in all seiner Farbenpracht vorbei, dann hast du das Schönste gesehen, was der indische Dschungel zu bieten vermag. Doch es gehört Sonne dazu.

Still — sei ruhig. Ich hab' nur dem Führer ein Zeichen gegeben, daß er den Elefanten anhält. Bitte, nur flüstern. Sieh da drüben — da — wohin ich zeige, unter den lichten Bäumen, wo das Gras abgebrannt ist. Nein, das ist bestimmt kein Elefant, obwohl es einem Elefanten sehr ähnelt. Hast du je in deinem Leben einen solchen Rücken gesehen? Das ist der Gaur, der indische Auerochse. Es ist ein alter Stier, der sich hartnäckig noch hier unten in den heißen Grasdschungeln



„Sie kam mit ihrem 30.000-Mark-Kalb im Schlepptau vorüber.“



Das ist der alte Gaubulle, der Aurochse des Dschungels.

aufhält, nachdem seine jüngeren Genossen längst in Herden zu den kühlen Wäldern an den Hängen des Himalaja hin-
aufgewandert sind.

Sieh, wie sein schwarzes Fell glänzt. Nur die ganz alten Stiere sind so schwarz und so groß. Er ist der größte aller jetzt lebenden Büffel und ein wunderbares Tier, wenn man ihn so im Dschungel sieht. Schau, jetzt kriegt er schon Wind und zieht ab. Das war Glück, daß wir ihn zu sehen bekamen. Gewöhnlich ergattert man nur einen Schimmer von seinem mächtigen Rücken. Vom Gaur heißt es, daß er die Spur des Jägers wie ein Bluthund aufnimmt, wenn er verwundet ist, und dem Verfolger aus dem Hinterhalt auflauert. Daß dies wahr ist, weiß ich, denn das hab' ich selber erlebt. Aber der einzige, den ich meine eigene Spur aufnehmen sah, ist der große Wasserbüffel hier im Dschungel, von dem mir ein Bild gelungen ist, gerade als er mit gesenkten Hörnern aus dem hohen Gras kommt und mit dem glänzenden Maul auf dem Pfade wittert, wo meine Spur seinen Weg gekreuzt hat. Dieses Bild kann ich mir stundenlang betrachten. Die schwarzen struppigen Haare auf seinem hohen Widerrist, die scharfen gebogenen Hörner, die der Schrecken des Tigers sind, das kleine starrende Auge — das packt den letzten Rest vom Steinzeitmenschen in einem.

— Warum seine Hörner der Schrecken des Tigers sind? Weil er der einzige im Dschungel ist, der die Courage hat, sich ohne Zaudern auf den Tiger zu stürzen, ihn überall zu verfolgen, wohin er auch flieht, und ihn zu blutigen Fetzen zu

zertrampeln. Wenn Jäger einen Tiger angeschossen haben und nicht wagen ihm in den Dschungel nachzugehen, pflegen sie eine Herde schwarzer Büffel auf seine Spur zu treiben, auf daß sie den Tiger zu Tode hetzen. Und sie tun es. Das schließt nicht aus, daß es Tiger gibt, die selbst einem so kapitalen Büffel wie diesem hier über sind, falls der Tiger nur dazu kommt, den Büffel im Nacken zu packen, ehe er selber das Horn in der Seite hat. Aber das vermag nur ein sehr starker Tiger, und die sind selten. Hier im Dschungel weiß ich von einem, der es fertig bringt. Aber er sieht gar nicht wie ein gewöhnlicher Tiger aus. Er ist ein Ungeheuer. — Ob ich ihn gesehen habe? Wie wüßte ich sonst, wie er aussieht. Er hat mir vier Büffel geschlagen, und ich hätte ihn zweimal schießen können, ließ es aber bleiben, teils um sein Bild zu bekommen, teils weil ich eine aufrichtige Bewunderung für ihn hege.

Ruhig, „O Perle aus Silber“. „Butt“ — leg dich hin, damit wir unsere Geräte herunternehmen und dich dorthin senden können, wo du dein Futter zur Nacht hast. Ja, es liegt ein kleines Dorf einsam am Rande des Dschungels, ein Stück von hier entfernt, wohin der Treiber reitet, um uns um Mitternacht wieder zu holen, wenn uns der Mond zum Lager heimleuchtet. Siehst du in dem alten knorrigen Baum, der sich über den Bach neigt, die kreuz und quer unter die Schlingpflanzen gelegten und gebundenen Äste? Das ist einer der Hochstände, die die Diebsbande in der Gegend errichtet hat, um von dort ein Einhorn zu schießen, das zur Tränke geht. Wir



Der wilde Wasserbüffel



Ein Dschungelbaum
in dessen Ästen man sich gut verstecken kann.

haben ihn ausgebaut, so daß man sich zu zweit da oben verstecken kann. Wir haben mehrere solcher Hochstände im Dschungel gefunden, und man kann sicher sein, daß an solchen Stellen früher oder später ein Einhorn vorbeikommt. Nein, sie werden nicht abgerissen, denn sie sind die besten Plätze, um die Wilddiebe zu fangen. Dort kann man sie vom Boden aus gegen den Nachthimmel sehen. Der Herr des Dschungels hier hat mir auch den Rat gegeben, sofort aus dem Baume herunterzuklettern, wenn ein paar von der Bande auftauchen sollten. Ob sie sich nicht scheuen, auf einen zu schießen? Natürlich nicht. In Assam mußte die Regierung ja Truppen gegen sie aufbieten. Sie sind regelrechte „Gangsters“. Aber sei unbesorgt. Sie sind aus dem Dschungel wie weggeblasen, seitdem ich hier mit Kameras und Elefanten zu operieren begonnen habe. Das hat uns der Dorfklatsch verraten. Sie bilden sich ein, ich sei eigens hierhergesandt, sie zu vernichten. Sie glauben, daß ich mich mit schwarzer Kunst abgebe. Und das tue ich ja auch buchstäblich.

Faß da in die Liane und klettere hinauf. — Kannst du's nicht? Sie ist doch wie das beste Tau in einem Turnsaal. Dann setz dich wieder auf den Elefanten und reite unter den Baum. — So, nun stell dich auf seinen Rücken und greif fest in die Zweige. Schon bist du oben. Falte die Decke zusammen und mach dir's bequem, dann kannst du besser stillsitzen. Nimm alles entgegen, was dir der Treiber heraufreicht, und hänge es einstweilen irgendwo an den Zweigen auf. Laß ja nicht die Thermosflasche fallen! Ist alles oben? Danke, ich

habe Platz genug. Lehn dich mit dem Rücken gegen den Baumstamm und leg die Kissen dazwischen, damit es dir auf die Dauer nicht zu hart wird. So. Nun gehen „O Perle aus Silber“ und ihr Führer und knicken unterwegs so viele Zweige wie möglich, damit der ganze Dschungel hören kann, daß sie abgezogen sind.

— Nein, es wohnen bestimmt keine giftigen Insekten in diesem Baum; sonst hätten die Marodeure ihn sich nicht ausgesucht. Diese Herren kennen ihren Dschungel und setzen sich nicht in Ameisenhaufen.

Jetzt müssen wir noch vorsichtiger flüstern. Sobald ich merke, daß sich ein Tier nähert, stoße ich dich leise in die Seite und zeige nach der Richtung. Hüte dich, meine elektrischen Leitungen da zu berühren. Sie führen zu meinen Apparaten unten im Gebüsch am Wasser. Ja, wir haben sie dort am Morgen versteckt, damit die Witterung von meinen Spuren bis zum Abend verschwinden sollte.

In einer halben Stunde geht der Mond über dem Wald auf. So lange müssen wir uns im Dunkeln auf unser Gehör verlassen. Aber noch sehen wir eine Weile. Schade, daß wir draußen im Grasdschungel kein Einhorn zu Gesicht bekamen. Denn die gibt es hier ringsum. In den letzten Tagen sind es mehr als sonst gewesen. Ich glaube, ihre Paarungszeit steht jetzt bevor. Hier ist die Fährte eines neuen Burschen mit großen Füßen, der von auswärts zur Hochzeit gekommen sein muß.

Sitz nur still und lausche. Da drüben plätschert etwas im

Wasser. Es kann ein Wildschwein sein oder ein Hirsch, den der Elefant in unsere Richtung gescheucht hat. Warte, jetzt sehe ich es. Siehst du die Furche im Wasser, die sich nähert? Nimm hier das große Zeißglas. Es ist ein Nachtfernglas. Mit dem kannst du die Schnurrhaare eines Tigers erkennen, wenn du die Streifen mit bloßem Auge nicht mehr zu unterscheiden vermagst. Siehst du etwas? Nun geht es an Land. — Ein Krokodil, sagst du? Die gibt es nicht in dieser Gegend. Darf ich das Glas einen Augenblick haben? Das ist ein „Monitor“, eine Riesenechse. Nimm das Glas wieder und sieh. — Nein, sie hört uns nicht auf diese Entfernung. Jetzt geht sie übrigens in den Dschungel hinauf. Sie bewegt sich ebenso gut auf dem Land. Es ist gewiß derselbe Monitor, der neulich von der Beute eines Tigers Besitz ergriff. Eine Tigerin hatte weiter unten am Bach eine Kuh geschlagen, und ich kam früh mit ein paar Kameras, um ihr aufzulauern. Die Tiger hier in Bengalen kehren oft zu ihrem Raub zurück, ehe die Sonne untergeht. Aber diesmal blieb sie aus. Das wunderte mich, denn sie konnte kaum von uns gestört worden sein. Da kam diese unerhörte Eidechse aus dem Sumpfgras herausgekrochen und legte sich wie ein Drache über das tote Tier. Und sie fraß! Sie nagte mit ihren harten Kiefern Löcher in das Fell und fraß Haut und Fleisch. Es war ja nur eine Eidechse, aber es sah so unheimlich aus, wie ich es nicht beschreiben kann. Schließlich verschwand sie im Fluß. Statt ihrer erschien später ein seltener Gast, eine Tigerkatze, um im Raub zu schwelgen. Doch der Tiger kam nicht wieder.

— Wie es uns mit dem großen Tiger erging, von dem ich erzählte? Ja, ich kriegte ihn endlich, als die Bestie in der nämlichen Nacht zwei Stiere schlug. — Aber jetzt nicht so viel reden. Ich kann es später erzählen, wenn wir auf dem Elefanten heimreiten. Sss! Hörst du das Rascheln hinter uns? Sei ganz still. Das Einhorn!

Und während wir stumm und mit klopfendem Herzen — ich wenigstens — dasitzen, berühre ich sachte deinen Arm und zeige auf das Gebüsch jenseits des Wassers. Du hörst lange Zeit nichts anderes als die Nachtschwalbe des Dschungels, die beharrlich ihren zweitönigen Lockruf wiederholt. Du lauschst, daß du selbst den Atem des Dschungels zu hören glaubst, hörst aber nur das bohrende Singen der Fiebermücken. Die Minuten folgen einander so schnell, wie sie nur dem verrinnen, der eifrig lauscht. Fische plätschern im Wasser unter dir, und du denkst mit einem Gefühl von Grausen an den Monitor, der da unten lauern mag. Jetzt ist es so dunkel, daß du nur die Zweige sehen kannst, die sich gegen den Himmel und das glänzende Wasser abzeichnen, das sie spiegelt. Der Schrei eines Tieres, den du nie vernommen hast und nicht kennst, erreicht aus weiter Ferne dein Ohr und erinnert dich an den Tod im Dschungel, der immer wacht. Da spürst du einen schweren Schritt auf der Erde unter uns und noch einen, und du weißt plötzlich, daß dort unter dem Gebüsch, unsichtbar für deine Augen, ein übermächtiges Wesen steht, ein feindliches wildes Tier, das dich vielleicht mit einem Ruck seines gewaltigen Hauptes ver-



„Die Riesenechse legte sich wie ein Drache über das tote Tier.“



Die seltene bengalische Tigerkatze

nichten könnte. Du vermagst dir nicht vorzustellen, wie es aussieht, denn du bist von seiner Gegenwart zu erregt, um dich der Bilder zu entsinnen, die ich dir im Lager gezeigt habe, und du traust meiner Fürsorge für deine Sicherheit nicht mehr recht. — Kann nicht die Bestie dort, kann nicht dieses Ungeheuer, das wir nicht sehen können, plötzlich in Raserei verfallen und den ganzen Baum umrennen, auf dem wir warten? Wer weiß, ob es überhaupt ein Einhorn ist? Kann es nicht ein wilder Elefant sein, der nur seinen Rüssel durch das Dunkel heraufzustrecken braucht, um dich hinunterzuziehen? Oder vielleicht ist es dieser Tiger, der Männermörder, und er kann mit einem einzigen Sprung auf unserem schiefen Baum sein und einen von uns fortschleppen.

Du möchtest am liebsten dein Bein einziehen, das über den Rand des Hochstands herabhängt, doch da fällt dir ein, daß uns dies verraten und die Gefahr nur vermehren würde. Du wünschst, du hättest dich nie verleiten lassen, mit diesem Menschen in den Dschungel hinauszugehen, der den Leuten einredet, es sei etwas Erstrebenswertes, zwischen den Fiebermoskitos zu sitzen und darauf zu warten, wilde Tiere in Freiheit zu sehen, die man besser hinter Eisengittern im Zoo betrachtet . . .

So schleichen die Minuten im Schneckentempo, indes deine Gedanken hasten und der Mond langsam hinter den Säulenhallen des Waldes aufgeht und sein bleiches Licht durch die Stämme sickert. Deine Pupillen weiten sich in angestregtem Schauen, bis du plötzlich gewahrst, daß die Erde selbst

unter dir lebendig geworden zu sein scheint und sich bewegt. Es ist zu nah, um angenehm zu sein. Du siehst einen Körper, der von oben dem Kiel eines gekenterten Bootes ähnelt. Du erkennst, daß dieser Kiel der Rücken eines lebenden Tieres ist, mit tiefen Furchen zwischen eckigen Hautschildern. Du erblickst einen unförmlichen Kopf, der sich langsam bewegt, und ein paar spitze Ohren, die lauschend aufrecht stehen. Nach der quälenden Ungewißheit im Dunkeln vergißt du die Gefahr über der Begierde, dich an diesem seltsam geschaffenen Wesen satt zu sehen, das die Phantasie aller Zeiten gefesselt hat und zum Einhorn der Sage geworden ist. Und indem das gewaltige Tier langsam in den Bach hinausschreitet und das Wasser um seine Schritte kreiselt, ist all deine Unruhe verflogen, und du lächelst über meine geflüsterten Worte, daß dies ein junges weibliches Wesen sei, das ich schon kenne und das wir zwei hier ja eigentlich genau so im geheimen beschauen, wie einstmals die beiden alten Herren in der Bibel Susannas Schönheit im Bade bewunderten.

Hingegen war der Schreck, den die biblische Susanna erfuhr, etwas verschieden von dem, den jetzt unsere dickhäutigere Schöne erlebt. Denn während du noch immer die scheinbare Weiße ihrer Glieder im Mondlicht bewunderst, hat sich die Ersehnte einer Linie genähert, auf der ich sie erwartete. Verzeih, daß ich keine Zeit hatte dich zu warnen, und sie zu warnen hütete ich mich wohl. Die plötzliche Flamme des Blitzlichts blendet euch beide mehrere Sekunden. Du hörst nur Susannas heftiges Schnauben bei diesem überraschenden Blitz,



„Zu nah, um angenehm zu sein.“



„Susanna im Bade“

da doch keine Monsunwolken am Nachthimmel waren, und das Krachen brechender Zweige bei ihrer schnellen Flucht durch die Büsche. Wenn du das blinkende Wasser vor uns wieder sehen kannst, verraten nur die Ringe auf der Oberfläche, daß sie eben dagewesen ist. Doch ihr aufgeregtes Schnauben hörst du noch lange vom Graadschungel her, wo sie stehen-geblieben ist und ihre spärlichen Geistesgaben prüft und zu begreifen versucht, was da geschehen ist.

Ob dies sie nicht aus der Gegend verscheucht? Nein, man sollte es zwar glauben, aber die Erfahrung zeigt, daß die wilden Tiere nicht so leicht zu verscheuchen sind. Sie sind ja an die furchtbarsten Gewitter im Dschungel gewöhnt und äsen ruhig, wenn auch die Blitze sie umzischen. Aber jetzt leuchtet der Mond über den ganzen Dschungel, und wir haben gesehen, was ich kaum zu hoffen wagte. In einer Weile wird „O Perle aus Silber“ hier sein, und inzwischen kehrt unsere Susanna nicht zurück. — Woher der Mahaut weiß, daß er jetzt wieder hierherkommen soll? Er hat einen Inder auf einen Ausguck in einen hohen Baum gesetzt, nahe der Stelle, wo er mit dem Elefanten wartet. Der muß ja das Blitzlicht über dem niedrigen Dschungel zwischen uns aufflammen sehen, und sobald er es gesehen hat, hilft er dem Mahaut den Sattel auf den Elefanten legen. Aber solange wir warten, kann ich dir gut erzählen, wie es uns mit dem Tiger erging.

Ein indischer Gentleman spazierte, so sagte man uns, in den Dschungel von Madarihat hinaus, um wilde Hühner zu schießen. Er hatte ein paar Begleiter mit. Das hat ein indischer

Gentleman immer. Es war eine unschuldige Sonntagsjagd. Ein Stück vom Dorf, auf einem Dschungelpfad — denn wer macht sich die Mühe, tiefer in den Dschungel hineinzugehen, um wilde Hühner zu schießen! — sah er einen Vogel und schoß. Im selben Augenblick, als es knallte, war ein Brüllen und ein schwerer gestreifter Körper über ihm. Der große Bhutantiger hatte gerade dort in den Büschen geruht und offenbar geglaubt, der Schuß gelte ihm. Viele Jäger waren vergeblich auf seiner Spur gewesen, und wenn irgendein Tiger alte Kugellöcher zwischen den Streifen hat, dann ist er es. Als die bestürzten Begleiter nach der ersten Flucht zu sich kamen, war der Sonntagsjäger verschwunden, von dem Tiger fortgetragen wie eine Maus im Maul einer Hauskatze.

Wie viele Menschen er auf dem Gewissen hat, weiß niemand hier; denn keiner kennt seine Wege. Er streift weit umher. Das pflegen die alten Tiger zu tun. Er ist ein geächteter Mörder, dem jeder alles Böse, was immer geschieht, zutraut. Wenn eines Tages oben in den Bergen von Bhutan ein Mann verschwindet, so schreibt man ihm die Schuld zu. Das nächste Mal wird einer unten an der Grenze von Kutsch-Bihar, vierzig Kilometer davon entfernt, getötet. Da ist es wieder der große Bhutantiger, „der Männermörder von Madarihat“ gewesen. — Obwohl der Dschungel voller Tiger ist, denken alle nur an ihn. Man kann ihm heute nacht überall begegnen und ihn dann wochenlang vergeblich suchen. Mich hat er vier gute Büffel und viele Nächte vergeblichen Wartens im Dunkeln gekostet, ehe ich ihn in die Kamera bekam. Zweimal ist

er mir so nah gekommen, daß, als er aus dem Dschungel auftauchte, meine Büchse seiner sicher gewesen wäre. Und beide Male schoß ich nicht, um ihn lieber mit der Kamera einzufangen. Die Inder halten es für Zauberei, daß ich ihn endlich erwischte. Niemand hatte ihn je richtig gesehen, aber alle erkannten sein Bild sofort.

Es fing so an: Ein Mann kam mit der Nachricht angerannt, der große Tiger habe im Dschungel auf der anderen Seite des Torsafusses einen Büffelstier geschlagen. Natürlich hieß es gleich, der Männermörder von Madarihat sei wieder dagewesen. Der Mann hielt die Hand in Schulterhöhe, um zu zeigen, wie groß der Tiger sei. Das ist so ihre Gewohnheit, und wenn man ein Drittel davon abzieht, kommt man meistens der Wahrheit nahe. Doch nach der Lage der Dinge und der echten Erregung des Mannes zu urteilen, schien es dennoch, es könnte der große Tiger sein. Ich hatte die Hände voller Arbeit, aber einen Männermörder, auf dessen Kopf eine Regierungsbelohnung steht, trifft man ja nicht jeden Tag. Also machte ich mich, sobald die schlimmste Mittagshitze vorbei war, mit dem schnellsten ausgeruhten Elefanten auf den Weg. Zufällig war es Lukras Mutter, und, wie immer, lief Lukra mit. Ja, ja, der Elefantenjunge, von dem ich früher erzählt habe.

Als wir ein Stück den Fluß hinauf gekommen waren, stellte es sich heraus, daß wir die Tasche mit dem Mundvorrat und die Teeflaschen vergessen hatten, die wir unmöglich entbehren konnten, und es blieb uns nichts anderes übrig, als einen Läufer zum Lager zurückzuschicken.

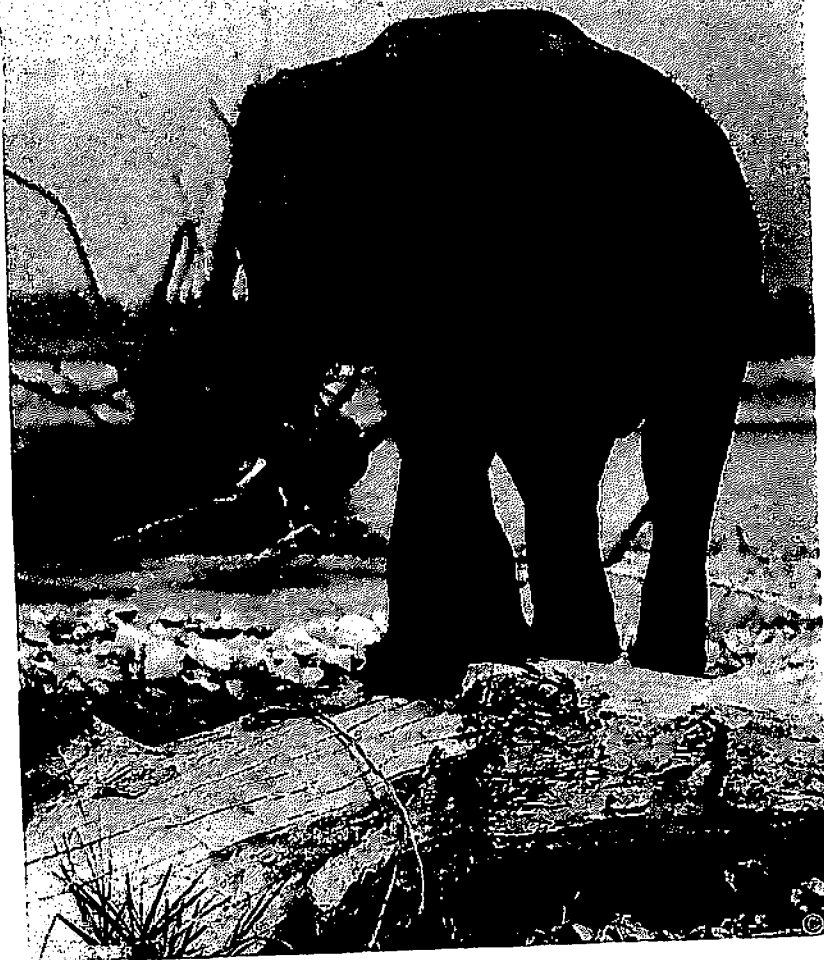
Unterdessen ergötzte uns Lukra mit seinen Possen. Er war an dem Tage in Festlaune. Nicht genug damit, daß er vor den Beinen seiner Erzeugerin Unterseeboot spielte, sobald wir über einen tieferen Flußarm mußten, er hatte auch entdeckt, daß die vielen kahlen Baumstämme, die der Fluß bei den Verheerungen des Monsuns mitgerissen und auf den Sandbänken hinterlassen hatte, sich prachtvoll zum Balancieren eigneten. Der Ernst, mit dem er sich seiner Selbstausbildung in dieser Kunst widmete, hätte einen Zirkusdirektor in Begeisterung versetzt.

Er kletterte auf einen Stamm, auf den er gerade noch hinaufkommen konnte, und balancierte, die Nase nachdenklich gekräuselt, auf seiner Rundung, als sei er ein Seiltänzer über dem Niagara. Wenn er so nicht weiter kam, versuchte er kehrtzumachen, wobei er mogelte, indem er mit dem Rüssel den Sand berührte, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Es endete natürlich damit, daß er auf dem höchsten Punkt schwindlig wurde und heruntertrudelte, worauf er dem dummen Baumstamm mit dem Rüssel eine Ohrfeige gab, daß es knallte, und die allgemeine Aufmerksamkeit von seinem mißglückten Unternehmen dadurch abzulenken versuchte, daß er sogleich auf mich zusteuerte, um Zucker zu erbetteln. Wir lachten Tränen, und es war mir unmöglich, die Kamera stillzuhalten.

Schließlich kam der Läufer mit dem vergessenen Proviant zurück, und wir setzten den Weg flußaufwärts fort bis zu der Stelle, wo der geschlagene Büffel im Dschungel lag. Es war



„Lukra spielte U-Boot“

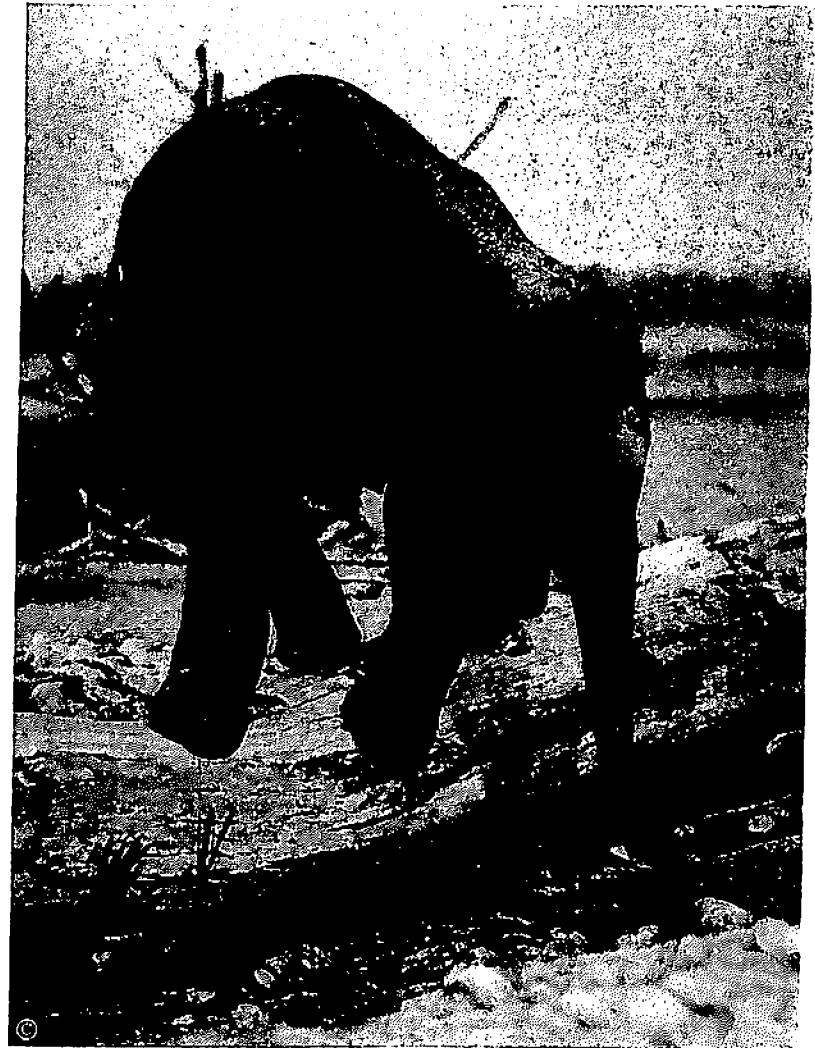


„Wie ein Seiltänzer über dem Niagara“

halbwegs bis zur bhutanischen Grenze hinauf, mindestens zwölf Kilometer von unserem Lager, und es wurde fünf Uhr, bis wir anlangten. Ringsumher war alles so mit grünen Pflanzen bewachsen, daß man nirgends eine Tigerfährte wahrnehmen konnte. Es war ein sehr großer Büffelstier, und er lag auf der Seite, den Kopf unter sich und die Hörner im Boden. Der Tiger hatte ein Stück der Lende gefressen. Sonst schien der Büffel unversehrt. Es sah aus, als hätte der Tiger ihm mit einem einzigen Griff den Stiernacken gebrochen und den schweren Körper herumgeworfen. Ein Tiger, der so leicht einen Büffel von etwa tausend Kilo handhaben konnte, mußte ungeheure Kräfte besitzen. Ich wollte ein paar Kameras zurechtmachen, aber die Männer protestierten in ihrer stillen Art und deuteten an, daß sie vor Sonnenuntergang aus dem Dschungel heraus sein wollten. Offenbar war es ihnen unverständlich, wie ich daran denken konnte, einen Tiger zu photographieren, der der Schrecken der ganzen Gegend war. Sie sahen sich unruhig in den dichten Büschen um. Der Tiger konnte ja überall versteckt liegen, um seinen blutigen Raub zu bewachen.

Das war etwas Ungewöhnliches. Diese Kerle pflegten sonst keine Unruhe zu zeigen, auch wenn sie sicher wußten, daß ein Tiger in der Nähe lag. So blieb nichts anderes übrig, als den Gedanken an die Kameras aufzugeben und zur Büchse zu greifen. In aller Eile machten wir ein Versteck ein paar Meter über dem Boden zwischen den Stämmen eines alten Baumes, wo ich auf meinen Decken zusammengekauert die ganze Nacht sitzen konnte. Wir zogen Schlingpflanzen aus dem

Baum herunter, um mich zu verbergen, und ich hatte mich kaum zurechtgesetzt, da verschwanden auch schon die Männer mit dem Elefanten flußabwärts, als sei ein Gespenst hinter ihnen her. Nach dem hastigen Arbeiten in der Hitze war ich wie durchs Wasser gezogen. Ohne daran zu denken, daß der Tiger schon da sein könnte, machte ich mich langsam daran, das trockne Hemd anzuziehen, das zum Wechseln im Ranzen zu haben ich jedem Jäger in den Tropen rate. Es kann oben unter dem Himalaja in den Dschungeln und auch nachts in Südindien sehr kalt sein. Die Sonne war unterdessen untergegangen, aber es war noch ganz hell. Gerade wie ich das Hemd über den Kopf ziehen will, kracht es von knackenden Knochen beim Büffel schräg unter mir, wohin ich der Schlingpflanzen wegen nicht sehen kann. Halbnackt und flüchtig bedenkend, daß es besser wäre, ein Stück Zeug zwischen der Haut und einer Korditbüchse 470 zu haben, beuge ich mich weit genug vor und sehe, wie der lange gestreifte Körper des Tigers mit einem Satz vom Büffel wegspringt und im Dschungel verschwindet. Er hatte mich bemerkt, und es blieb mir keine Zeit zum Überlegen. Mein Schlüsselbein schmerzt mich noch heute, wenn ich an den Schnappschuß denke, den der Augenblick erforderte. Aber er traf den Tiger gerade, als dieser den Boden berührte. Die schwere Bestie schnellte über Mannshöhe empor, wie von einem Katapult geschleudert, alle vier Beine und den Kopf steif nach unten gestreckt, und blieb, wo sie fiel, hinter den üppigen Pflanzen, unsichtbar für mich, liegen. Kein Laut war mehr zu hören.



„Er mogelte“



„Es endete natürlich damit, daß er heruntertrudelte.“

Mein erster Impuls war, sofort hinzustürzen, um zu sehen, wie dieser vielberüchtigte Tiger aussah. Meine Netzhaut hatte ja nur seine zwei Sprünge aufgenommen, als er wie ein gestreifter Blitz dahinfuhr.

Wenn man in seiner ganzen Knabenzeit Katzen geschossen hat — und ich schoß alle Katzen der Nachbarschaft, um die Singvögel im Garten meines Vaters zu schützen —, so weiß man ja nach dem Verhalten der Katze ziemlich genau, wo die Kugel sitzt. Und was von einer herumstreunenden Katze zu Hause gilt, gilt auch von einem Leoparden im Sudan und einem Tiger in Bengalen. Katze ist Katze. Nur die Kaliber sind verschieden. Nach dem letzten Sprung, gerade in die Luft hinein, Beine und Nacken nach unten gestreckt, bestand kein Zweifel darüber, daß diese Katze mausetot war. Und ich wollte sie gar zu gern sehen. Aber — — — ich blieb doch mit der Büchse schußbereit sitzen und ging nicht. Merkwürdig, wieviel der Ruf einer Person ausmachen kann, besonders wenn sie ein Tiger ist!

Hier lag nun der berühmte Mörder von Madarihat selber tot in seinem alten Dschungel, ehe ich einmal Zeit gefunden hatte, ihn richtig zu sehen. Es bestand kein Grund, darüber erfreut, geschweige denn stolz darauf zu sein. Freilich war es spannend, einen solchen Tiger zu schießen, aber was hatte es eigentlich für einen Sinn, ihm das Leben zu nehmen? Es gab sicher nicht sechs solche Tiger in ganz Bengalen, und es gab sechzig Millionen Bengalesen. Wer sollte nun dem Dschungel von Madarihat diesen abenteuerlichen Glanz verleihen, den

nur die Gegenwart eines ehrlichen alten Menschenfressers geben kann? Während ich mit der Büchse in den Händen da-
saß, den Blick auf die Stelle geheftet, wo der Tiger ver-
schwunden war, fiel mir jedoch ein, daß der flüchtige Schim-
mer des Fiehenden kein besonders großes Tier gezeigt hatte.
Zwar war es der Körper eines ausgewachsenen schönen Tigers
gewesen, doch nicht der eines solchen Riesen, wie ihn der Ein-
geborene beschrieben hatte. So etwas läßt sich in der Se-
kunde zweier Sprünge nicht leicht entscheiden, wenn das
Auge von der Erwägung in Anspruch genommen ist, wo der
Schuß sitzen soll, auf daß nicht man selbst oder ein armer
Treiber in den nächsten Stunden den schlechten Schuß mit
dem Leben büßen muß. Sollte es hier vielleicht noch einen
Tiger geben? Am besten blieb man still sitzen und wartete.
Es war schon öfter geschehen, daß ein Tiger herauskam und
von einer geschlagenen Beute fraß, obwohl ein anderer Tiger
erschossen daneben lag.

Schon begann es zu dunkeln. Doch kein anderer Tiger ließ
sich blicken. Da fand ich, es sei unnötig, hier die ganze Nacht
bei einem toten Tiger Wache zu halten. Deshalb gab ich das
verabredete Pfeifensignal zum Flusse hinunter. Das hört man
an stillen Tagen fast einen Kilometer weit. Ich wiederholte
das Signal ein paarmal, um sicher zu gehen, daß die Männer,
die mit den Elefanten draußen auf den Flußbänken war-
ten sollten, mich hörten, und packte meine Sachen in einen
Rucksack zusammen, damit ich hinunterklettern könnte,
wenn sie kämen. Aber — — — es verging eine halbe Stunde,

eine Stunde, und keine Katze war zu sehen, geschweige denn
ein Elefant. Ich mußte meine Decken wieder ausbreiten und
noch einmal darüber grübeln, was doch der Ruf einer Person
ausmachen kann, besonders wenn sie ein Tiger ist.

So ging die Nacht hin. In den feuchten Dschungeln
schwärmten Millionen von Moskitos. Erst im bleichen Licht
des Morgengrauens sah ich, wie sich der Elefant langsam
seinen Weg durch den Dschungel bahnte, von einigen vor-
sichtig spähenden Eingeborenen gefolgt. Ob sie nichts ge-
hört hätten? Doch, den Schuß hätten sie gehört, sonst nichts,
nichts von meinem Pfeifen, nicht das Geringste. — Ob der
Tiger tot sei? Ja, der lag da, wo er, die Kugel eine Handbreit
hinter dem Blatt, zusammengebrochen war. Hoher Herzschuß.
Es war eine mächtige, außerordentlich schön gefärbte Tigerin.
Aber dies konnte unmöglich der berühmte Männermörder
sein. Fragend blickte ich von dem einen zum anderen der halb-
nackten Inder, die sich mitgeschlichen hatten, um ihren Tod-
feind zu sehen. Sie schüttelten den Kopf, und der Bote hielt
wieder die Hand hoch, aber diesmal nur bis zur Hüfte, um
damit anzudeuten, daß der Gesuchte viel größer sei. Offen-
bar war diese Tigerin gekommen, sich ein Mahl von dem
erschlagenen Büffel zu holen, ehe der Besitzer zurück-
kehrte, und ich hatte in der Eile einen falschen Tiger ge-
schossen. Das ließ sich nun nicht mehr ändern. Die Einge-
borenen erhielten zehn Rupien zum Ankauf eines Stieres,
den sie im selben Dschungel als Opfer für den richtigen Tiger
anpflocken sollten. Und wir nahmen unseren Tiger mit und

zogen zum Lager zurück, um nach der Nachtwache auszu-
schlafen.

Am folgenden Morgen, ehe die Sonne über dem Walde auf-
gegangen war, kam bereits ein Mann ins Lager gestürzt und
meldete, daß der Tiger den Stier geschlagen hätte. Wieder
war es der Mäntermörder. Jetzt hielt der Bote die Hand ein
gutes Stück über Taillenhöhe, obwohl keiner den gestreiften
Potentaten persönlich gesehen hatte. Nun hieß es, sich er-
neut auf den Weg machen. Zur Abwechslung lag die Beute in
einem Stück dichten Gradschungel so nah am Fluß, daß ich
mein Versteck in einem Baum wählen konnte, der nach der
einen Seite Aussicht über das Ufer, nach der anderen Aus-
sicht auf den geschlagenen Stier bot. Der Boden zeigte die
Spuren eines sehr großen Tigers, und der Stier lag genau so
da wie der Büffel, mit gebrochenem Nacken und den Kopf
untersich. Hier war derselbe Meister am Werk gewesen. Heute
wollte ich mich wohl hüten, einen anderen als den richtigen
zu schießen.

Die Männer waren ebenso eifrig darauf bedacht fortzukom-
men wie das erstemal. Schon vor Sonnenuntergang hatten sie
mich in meiner Baumgabelung allein gelassen, und ich konnte
den Elefanten fern am anderen Flußufer verschwinden sehen.
Jetzt hatte ich nach allen Seiten für gute Aussicht durch die
Schlingpflanzen gesorgt, um nicht überrascht zu werden, und
machte es mir, eine Zigarre zwischen den Zähnen, so bequem,
wie ich konnte, während ich darauf wartete, daß Höchstder-
selbe vielleicht in der Dämmerung käme. Ich wagte kaum



Die Tigerfährte



„Der Mäntermörder“

meinen Augen zu trauen, als ich nach etwa zwanzig Minuten Wartens einen langen rotgelben gestreiften Rücken erblickte, der achtzig bis neunzig Meter von mir leise durch Gras und Büsche glitt.

Diesmal wurde man doch gewarnt. Noch konnte ich nur den rotgelben Rücken sehen und ab und zu einen Schimmer des Körpers, aber ich wußte sofort, daß dies der größte Tiger sei, den kennenzulernen ich je die Ehre gehabt hatte. Jedesmal, wenn er zum Vorschein kam, sich wie eine quergestreifte Schlange durch das Gras windend, schien es mir, als wollte sein Rücken kein Ende nehmen. Und als er dann endlich lauschend heraustrat und in einer Lichtung zwischen den Baumstämmen stehenblieb, so daß man den ganzen Körper sehen konnte, war es doch nicht die Länge, die mir vor Staunen den Atem raubte, sondern die Breite, die Schwere, der Umfang dieses Nackens wie von einem Stier, dieser keinem anderen Wildtier gegebenen Schulter, dieses ganzen gewaltigen Rumpfes und endlich dieses unerhörten Kopfes mit den schwarzen Hieroglyphen um das sachte fauchende Maul. —

Welch ein Gegner für einen schwachen Menschen im Dschungel, wenn es ihm einfiel, sich am Pfad in den Hinterhalt zu legen und mit einem einzigen Sprung über ihn herzufallen, ein Gegner, gegen den die Büchse nichts nützte, weil man nie dazu käme, sie zu erheben. Auf solche Weise haben die vielen weißen Jäger, die einen verwundeten Tiger verfolgten, ihr frühes Grab im Dschungel gefunden.

Ganz andächtig saß ich zusammengekauert da und ver-

schlang den Gewaltigen mit den Blicken. Wenn man ihn so, wie er da kam, mit der Kamera fassen könnte!

Er hatte keine Ahnung davon, daß ich im Baum saß. Das merkte man daran, daß er nach einer ganz anderen Richtung lauschte. Nun machte er noch einige schleichende Schritte zwischen den Bäumen vorwärts und blieb stehen, so daß ich seine muskelschweren Vorderbeine und die mir zugewandte schneeweiße Brust durch das Gras sehen konnte. Seine Augen, noch etwas durch das grelle Tageslicht behindert, blinzelten spähend ringsum und zu den Bäumen hinauf. Ich traute mich nicht einen Finger zu rühren. Und die ganze Zeit brannte die Zigarre, da es mir nicht mehr möglich gewesen war sie auszumachen und ich es auch nicht gewagt hätte. Dann streifte sein Blick an meinem Baum vorüber, und der Kopf wandte sich langsam nach einer anderen Richtung. Er war jetzt nur noch etwa sechzig Meter von mir entfernt, und eine Kugel schräg in seine weiße Brust hinein würde sein Herz auslöschen, wie man ein Licht auslöscht. Vorsichtig schob ich die Büchse vor. Die Versuchung war fast übermächtig. Aber ich ließ, Gott sei Dank, den Lauf wieder sinken. Wenn er auch zehnmal der Männergötter von Madarihat war und jeden Tag einen Bengalen zum Frühstück fraß, so war er doch zu großartig in seiner wilden Kraft und Schönheit, um zu fallen, ehe ich sein Bild eingefangen hatte zur Freude der vielen Tausend, die niemals einen solchen Tiger im herrlichen Dschungel Bengalens sehen können.

Lange Minuten stand er da, glitt einige Schritte vor und

blieb wieder lauschend und spähend stehen. Er war unterwegs, um sich zu vergewissern, daß die lästigen kleinen Menschen, die er die ganze Zeit gehört hatte, wirklich mit ihrem Elefanten abgezogen waren und er freien Weg zu seiner Beute hatte. Augenscheinlich war er ganz davon überzeugt, Herr der Situation zu sein, denn er beugte plötzlich den Nacken und leckte seine gestreifte Keule mit der rauen Zunge. Dann wandte er langsam seinen langen Körper und schlich sich in das Labyrinth des Dschungels hinein, auf dem gleichen Weg, den er gekommen war.

An dem Abend brach der Monsun mit einem Gewitter los, als sei der Allmächtige oben im Himalaja zornig über meine Vermessenheit, den Männergötter, den ich in meiner Hand gehabt hatte, zu schonen. Dies glaubten anscheinend meine treuen Gehilfen, als sie erfuhren, daß ich den Tiger gesehen aber nicht geschossen hatte. Ich mußte sie mit einer Notlüge beschwichtigen und sagen, er sei mir nicht nahe genug gewesen, und das ließ sich ja schließlich auch verteidigen. Aber ich saß recht vergnügt auf dem Elefanten und überlegte, wie ich jetzt zu Werk gehen sollte. Hatte die Bestie zwei Stiere getötet, so würde sie auch mehr töten, wenn man sie an der richtigen Stelle zu packen wußte. Daher kaufte ich noch zwei Büffelstiere, die so groß waren, daß sich kein anderer Tiger an sie herangewagt hätte, und ließ sie dort anpflocken, wo der Große seinen Weg nehmen mochte.

— Du meinst, das sei grausam? So, dann denk daran, daß im Lande der Hindus Büffel und Rinder heilige Tiere sind,

verurteilt, einen kläglichen Tod durch Altersschwäche und oft durch Hunger zu sterben, falls nicht der Tiger so barmherzig ist, sie zu töten. Und er ist ein viel schnellerer Schlächter als die grausamen Menschen im Osten.

— Die sind nicht grausam, sagst du? Das ist mir neu. Geh doch zu der nächsten Karawane von Ochsenwagen, die du auf einer indischen Straße triffst, und sieh dir die armen Zugochsen genau an. Du wirst finden, daß den meisten der Schwanz an mehreren Stellen aus dem Gelenk gedreht ist, weil das für den faulen Kutscher die bequemste Art ist, sie anzutreiben, wenn sie nicht weiter können. Aber die Kuh ist ein heiliges Tier. Man nennt das Religion. Laß uns lieber vom Tiger reden.

Er schlug den einen Büffel einige Nächte später, und der Elefant mußte mich und meine Kameras neun Kilometer durch die Nachmittagshitze tragen, damit wir rechtzeitig hingingen. Und doch kamen wir in letzter Minute. Es war dort hoher Urwald. Ein Schwarm widerlicher Geier saß in den Bäumen und flatterte auf Beute wartend umher. Der Büffel lag wie üblich mit gebrochenem Nacken da. An diesem Abend stieg mir auch die Frage auf, ob wir es mit einem Geist aus dem verbotenen Lande zu tun hätten, statt mit einem Tiger. Ich hatte gerade Zeit gefunden, ein paar Kameras zu verbergen und die Leitungen nach dem Versteck heraufzuziehen, das die Männer für mich in einem Baum über einigen niedrigen Ästen hergerichtet hatten. Da — — ja, du weißt wohl nicht, was es heißt, Angst vor Gespenstern zu haben, aber wir

wußten es in dem Augenblick — da hob eine Glocke dumpf aus dem Dschungel zu läuten an.

Wir blickten einander an. Die Männer drängten sich dichter um den Elefanten. Ich sah nach, ob die Büchse geladen sei, was ja beim Gedanken an böse Geister etwas einfältig war. Nun läutete die Glocke in einer Baumkrone über uns, wo wir nichts sehen konnten. Es lief uns kalt über den Rücken. Jetzt tönte sie durch den Wald hinter dem toten Büffel vorbei. Da begriff ich plötzlich und sah, was es war. Es war einer der Geier. Dem Unglücksvogel hatte sich auf unerklärliche Weise eine Büffeltglocke um Bein oder Flügel geschlungen. Und mit dieser Büffeltglocke laut durch den Dschungel läutend flog er von Baum zu Baum, bis es dunkelte, und ich gab es auf, den Tiger zu erwarten, der vielleicht vor der Glocke ebenso erschrocken war wie wir.

Wir wollten es nun mit dem letzten Büffel versuchen. Doch der Tiger kam uns zuvor. Zwei Männer vom Dorfe Nilpara waren mit Vorräten für das Lager auf einem Büffelkarren heruntergekommen. Wie sie durch den Dschungel heimkehrten, stießen sie auf einen wilden Büffeltier, der sie anfiel. Wenigstens erzählten sie es so, und es schien wahr zu sein, denn sie kamen wie verscheuchte Hühner zurückgelaufen. Ihre Zugtiere hatten sie im Stich gelassen. Als sie sich am nächsten Morgen wieder aufmachten, fanden sie den Karren umgeworfen am Wegrande. Die Büffel hatten sich losgerissen. Der eine hatte sich auf eigene Faust ins nächste Dorf begeben, der andere lag mit gebrochenem Nacken draußen im

Grasdschungel. Unser Freund, der große Tiger war dagewesen. Er hatte den Büffel über hundert Meter weit geschleppt und ein Stück von ihm gefressen. Wir waren acht Mann und doch kaum imstande, den Rest fortzubewegen. Schleunigst ließ ich mir einen Hochstand in dem einzigen kleinen krummen Baum machen, den es in der Nähe gab. Doch ehe er fertig war, kam ein Dschungelwächter mit einer neuen Hiobspost gelaufen. Der Tiger hatte in derselben Nacht einen Stier tiefer im Dschungel geschlagen. Wir ritten sofort hin, um nachzusehen. Es konnte ja ein anderer Tiger sein. Aber es war er selbst, der Böse von Bhutan. Wir kannten seine Spuren jetzt allzu gut, um uns zu irren. Und der Stier lag wie immer mit gebrochenem Nacken, den Kopf unter den Körper gedreht.

Das war fast zu viel des Guten. Wartete ich nun auf der einen Stelle, so würden es die Geister aus dem verbotenen Lande schon so einrichten, daß er an die andere kam. Wenigstens glaubten das die Männer. Sie behielten Recht, und ich merkte, wie sie allmählich das Vertrauen zu mir verloren. Sie dachten ja jedesmal, daß ich darauf aus sei, den Mäntermörder zu erschießen.

Jetzt wartete ich beim Büffel, und der Tiger ging hin und fraß vom Stier. Er war satt geworden und kam spät zurück. Ich konnte ihn in der Ferne brüllen hören, rau und dumpf: „arraong — arraong“, wie er sich in der dunklen Nacht durch den Dschungel näherte. Als wir am Morgen hinkamen, hatte er den halben Stier aufgefressen. Es war wie verhext.

Da ließ ich die Geier sich um den Büffel raufen und setzte

zwei Männer auf einen Baum, die Reste des Stiers tagsüber zu bewachen, und ich arbeitete daran, meine Kameras an den Wildpfaden zu verstecken, auf denen der Tiger vermutlich zurückkommen würde.

In dieser Nacht ging der Satan zu der Stelle hinauf, an der der Büffel gelegen hatte. — Verzeih, aber die Inder nennen ihn „Shajtan“. Wieder konnte ich sein dumpfes Brüllen hören und die Warnungsrufe der Sambarhirsche, als der Gefürchtete sich näherte. Wenn jetzt nur die Geier ihr Tagewerk ordentlich verrichtet hatten, daß man doch einmal etwas Nutzen von ihnen hatte. Und es schien so. Die tiefe Stimme verstummte drüben und begann eine Viertelstunde später ihre seltsame Serenade erneut auf dem Wege gerade zu mir herunter. Dann verstummte sie wieder. Die Nacht war totenstill. Der ganze Dschungel schien zu lauschen. Ich saß wie auf Nadeln und wagte kaum zu atmen. Es war so dunkel, daß ich eben noch das weiße Fell des Stieres zwischen den Stämmen der hohen Bäume unterscheiden konnte. Der Tiger mußte jede Sekunde kommen.

Aber er kam nicht. Eine Blitzlichtkamera, die ich an einem Raubtierpfad hinter mir im Dschungel aufgestellt hatte, um jeden möglichen Zugang zu bewachen, flammte auf. Ein paar heftige Sprünge, ein abgerissenes Brüllen; dann war alles ebenso still wie zuvor. Nur die kurzen Schreckenslaute der Sambarhirsche und der Tritt des Einhorns unterbrachen das Schweigen, bis der Tag zu grauen begann und der Klageruf des Pfauen den Dschungel weckte.

An diesem Abend ließ ich jeden Funken Feuer im Lager löschen, während ich die Platte in der dunkelsten Ecke des Zeltes entwickelte. Und als ich endlich wagte wieder Licht anzuzünden und die Streifen des großen Tigers sich glasklar gegen das geschwärzte Bromsilber der Platte abzeichneten, wie er schweren Schrittes seinen Weg daherkam, Schultern und Nacken wie die eines Stieres, mit dem erbarmungslosen kalten Blick des Männergewaltstücker, da dachte ich an die Tigerin, die versehentlich um seinetwillen hatte fallen müssen, an die starken Büffel, deren Nacken er gebrochen hatte, und an den bengalischen Herrn, den er in den gewaltigen Kiefern wie eine Maus davontrug, und doch — du kannst sagen, was du willst — vermochte ich nicht ein Gefühl von Freude darüber zu unterdrücken, daß ich ihn nicht getötet hatte, daß er noch lebendig war, daß er noch seine einsamen Pfade durch den Dschungel Bengalens wanderte.

— Hast du etwas gehört? Ein Einhorn? Nein, das ist ja nur unsere treue Freundin „O Perle aus Silber“, die zurückkehrt, um uns heimzutragen, damit wir nicht von einem bösen Geist aus Bhutan in Gestalt des großen Tigers gefressen werden. Warte hier, bis sie kommt; ich will nur ins Gebüsch hinunter und die Platte der Susanna im Bade holen.

Wäre es nur statt ihrer das andere Einhorn gewesen, der neue Herr mit den großen Füßen, der Zugereiste, den ich noch nicht gesehen habe.



„Er ging auf Freiersfüßen.“



„Er drängte ihr hartnäckig nach, der Halunke!“

Er fiel mir zwei Tage später in die Hände. Er kam auf dem Pfad zum Bache, wo Susanna ihren Wechsel hatte, und er kam mit der Nase auf dem Boden. Wonach witterte er? Ich hatte ihn gleich im Verdacht, daß er auf Freiersfüßen ging. Doch wer konnte wissen, daß es gerade ihr galt, die wir in ihrer Schönheit hatten baden sehen? Aber ihr galt es. Offenbar hatten sie alle beide Sonne und Mond vergessen, denn ich traf sie am hellen Nachmittag an derselben Stelle wieder. Er trieb sie durch den Dschungel vor sich her, daß ihnen der Staub um die Beine wirbelte. Natürlich war er ein Fremder. Er drängte ihr hartnäckig nach, der Halunke, und sie sah verlegen aus, aber doch nicht abgeneigt.

Da packte ich meine Kamera ein und zog meines Weges und dachte, all das, was Buddha geschrieben hat, sei doch nur Spiegelfechterei und Neid. Darüber waren die beiden und ich offenbar einig.

Es ist nicht gut, „einsam wie ein Einhorn zu wandern“.

DRUCK DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI IN LEIPZIG.

BENGT BERG
MEINE JAGD NACH DEM
EINHORN

